

Heumahd

Von Wilhelm Pleyer

<i>Einst trug ich Heu zu Hauf,</i>	<i>Ich kehre nach Jahr und Jahr.</i>
<i>Schafgarbe und Wiesenknopf,</i>	<i>Der Jungwald wuchs ins Blau,</i>
<i>Wildwicke, die Schoten auf,</i>	<i>Wo düsterer Hochwald war,</i>
<i>Wandklee und Taubenkropf;</i>	<i>Loht Lange Liebe am Hau;</i>
<i>War alles lebendig noch,</i>	<i>Nur Wiesen warten wie je -</i>
<i>Sein Rascheln machte mich scheu -</i>	<i>Ist er nun alt oder neu,</i>
<i>Fern rauschte die Welt, das Leben</i>	<i>Mit dem ich wieder verzaubert</i>
<i>Im Armvoll blumigen Heu! / roch</i>	<i>Der Armvoll blumiges Heu? / steh,</i>

*Das wollte den Sternen gleich,
Das blühte, wie Wolken sind;
Das war in den Wurzeln reich,
Und das frohlockte im Wind.
O Nelke, mit Welke vertauscht!
O Früchten! O distlige Reu!
Das brodmet am Herzen, das duftet und rauscht,
Ein Armvoll blumiges Heu!*

Lilys Logik / Von G. W. Borth

Lothar Lehmann von Lehmann & Lindenberg liebt Lily Lamprecht. Er liebt sie heiß, er liebt sie innig, er ist vor Liebe fast wahnsinnig — kurz gesagt: Alles ist völlig normal.

Lily Lamprecht ist ein armes Mädchen, sie lebt bei ihrer Mutter. Ihre Mutter hat eine kleine Pension.

Lothar Lehmann ist ein Lebelehmann. Er sieht gut aus, er hat ein Auto, das wie ein fahrbarer Eisschrank aussieht, er hat eine Villa. Und er ist tatsächlich unverheiratet. Und er liebt Lily Lamprecht. Und er will sie auch heiraten.

Lily hört sich Herrn Lehmanns Antrag an. Alles will er ihr zu Füßen legen. Alles.

Sagt Lily: „Mein lieber Herr Lehmann, Ihr Antrag ehrt mich. Aber ich bin ein modernes Mädchen — Sie werden verstehen, daß ich Bedenken habe.“

„Natürlich“, sagt Herr Lehmann ergeben, „ich verstehe — Sie wollen anstandshalber Schwierigkeiten machen. Bitte fangen Sie damit an!“

„Herr Lehmann“, sagte Lily sehr ernst, „Sie werden verstehen — ich bin ein armes Mädchen, daß ich nett aussehe, ist mein einziges Vermögen. Ich muß sicher gehen. Sie haben ein enorm großes Auto?“

„Ja, das habe ich.“
„Eben. So ein Auto — bei den heutigen Benzinpreisen, die Garagenkosten, dazu die Kraftfahrzeugsteuer — das verschlingt Unsummen. Sie haben auch eine Villa?“

„Ja, ich habe eine Villa.“
„Eben. So eine Villa — was die allein an Unterhaltskosten verschlingt! Dazu die Steuerlast, die Straßenreinigung, das Personal — das verschlingt wieder Unsummen.“



Sommer in den Bergen

Aula Henne

Und dann — Sie haben eine Firma?“

„Ja, ich habe eine Firma.“
„Eben. Bei den heutigen Steuersätzen, Einkommensteuer, Umsatzsteuer, die Gehälter sind aufzubringen, die Soziallasten — Herr Lehmann, Sie nagen ja am Hungertuch! Und da

sind Sie so frivol, daß Sie derart am Rande des Ruins eine Familie gründen wollen?“

„Du lieber Himmel“, seufzt Herr Lehmann niedergeschlagen, „natürlich haben Sie recht — heutzutage Unternehmer zu sein ist eine schwere Last! Ich kann verstehen, wenn Sie die Aussicht, an meiner Seite zu leben, nicht eben rosig finden und in Anbetracht meiner Misere meinen Antrag ablehnen würden, aber —“

„Aber“, fährt Lily fort, „aber obwohl ich, wie Sie sehen, Ihre trostlose Lage in allen Einzelheiten kenne, Herr Lehmann, meine Zuneigung zu Ihnen ist so groß — Liebe kommt bekanntlich über alles hinweg — daß ich Sie trotz, trotz, trotz alledem —, daß ich Dich heiraten werde, Lothar!“

Der Irrtum ihres Lebens / Von Willi Wegner

Er stand auf der Autobahn und winkte. Aber sie fuhren alle vorüber. Er hatte aufgehört zu zählen, wie viele schon vorübergefahren waren.

Der Mann setzte sich auf seinen Koffer und drehte sich eine Zigarette. Ich muß unbedingt nach Köln, denn in Köln suchen sie einen Exportkaufmann. Die Firma hatte annonciert, ich bewarb mich, und nun haben sie mir heute mitgeteilt, daß sie nicht abgeneigt wären, mich einzustellen. Ich möchte einmal bei ihnen vorsprechen. Da mir jedoch das Bahngeld fehlt für die vierhundertzwanzig Kilometer, muß ich versuchen, per Anhalter nach Köln zu kommen.

Er steckte sich die gedrehte Zigarette an und stand wieder auf. Eine hellgrüne Limousine schoß heran. Der Mann trat zwei Schritte vor und winkte. Ein Wunder geschah: die Limousine hielt!
Dann wurde der Schlag geöffnet, und der Mann sah jetzt, daß eine Dame am Steuer saß, „Verzeihen Sie!“ sagte er. „Ich wollte nach Köln und...“ Er schwieg plötzlich.

„Ja“, lächelte die Dame, „Sie haben Glück, ich fahre nach Köln, steigen Sie also ein!“ Er lief die paar Schritte zurück und holte seinen Koffer. Nein, dachte er, es ist ja wohl nicht möglich!
Dann saß er neben ihr. Lautlos und schnell, wie ein Pfeil, glitten sie über die Autobahn. Er sah geradeaus. Er sagte kein Wort. Sie hatte einen Lastzug überholt. Vor ihnen lag das helle, endlose Band der Straße. Plötzlich fragte sie ihn: „Es geht dir also nicht besonders?“
„Es wird schon wieder werden“, sagte der Mann.
„Mein Gott, das tut mir aber leid!“ sagte die Frau. „Wirklich, das tut mir sehr leid, Jürgen!“
„Na ja, ein Konkurs war unvermeidbar, Elisabeth. Vielleicht erinnerst du dich noch der Monate vor unserer Scheidung. Schon zu jener Zeit stand es nicht gut um die Firma.“
„Aber davon hast du mir nie etwas gesagt!“
„Nein“, erwiderte der Mann. „Ich hatte es wohl vergessen.“
Sie schwiegen wieder. Sie dachte: Dann ist er also deshalb damals immer so gereizt gewesen! Er dachte: Welch seltsamer Zufall! Dann fragte sie: „Hast du mich vorhin gleich erkannt?“

„Nicht gleich.“
„Auch nicht den Wagen?“
„Es gibt viele Wagen, die so aussehen, wie dieser“, sagte der Mann.
„Du schenktest ihn mir zu unserem fünften Hochzeitstag.“
„Ja, ich glaube, so war es wohl. Damals dachte noch kein Mensch an einen Konkurs. Ich freue mich, Elisabeth, daß du den Wagen geschont hast.“
„Ich habe ihn kürzlich erst generalüberholen lassen.“
„Wie geht es dir sonst?“ fragte der Mann.
„Danke! Jürgen! Gerade vorhin habe ich wieder einen sehr netten Auftrag hereingebracht.“
„Du arbeitest, Elisabeth?“
„Ja, ich habe seit zwei Jahren eine Textilvertretung.“
„Das ist doch alles recht merkwürdig“, sagte der Mann.
„Wir sind sehr dumm gewesen, Jürgen.“
„Ja, das finde ich auch. Es ist merkwürdig.“
In einer hellgrünen Limousine saßen zwei Menschen, denen der Zufall geholfen hatte, den größten Irrtum ihres Lebens einzusehen.

Der Neue

Von Ferdinand Abendluft

Es war an einem Donnerstagmorgen.

„Wenn ich Ihnen unseren Staubsauger nur einmal ganz kurz vorführen darf, werde ich mich glücklich schätzen“, sagte der elegante junge Mann mit charmantem Lächeln. Da konnte Frau Lundquist nicht widerstehen und ließ ihn ein.

„Dies ist ‚Boy‘, unser neues Saugwunder“, sagte er, öffnete seine linke Westentasche und zog ein Gerät hervor, das nicht größer war als eine Taschenuhr. „Es arbeitet mit Spezialbatterie, unabhängig von jedem Steckkontakt, verzehrt den Staub einer Sechszimmer-Wohnung in drei Minuten, arbeitet mit einem Geräuschwert von nur zwei Phon und kostet lediglich elf Mark fünfzig, die sie auf Wunsch in Raten tilgen können. Eine einmalige Leistung!“ Der Herr war selbst begeistert. Seine Wangen glühten und seine Augen funkelten kampfesfroh.

„An und für sich saugen wir gar nicht“, sagte die Hausfrau.

„Wenn Sie ‚Boy‘ haben, werden Sie es tun“, sagte der Agent.

„Wir sparen jetzt auf einen Roller für unseren Kleinen“, sagte Frau Lundquist.

„‚Boy‘ hilft Ihnen sparen“, eiferte der Mann und schaltete am Gerät.

„Außerdem haben wir auch gar keinen Teppich“, wandte sie ein. Da reckte sich der Mann, der ein Vertreter war, zu seiner vollen Höhe auf und schmetterte: „Und nun kommt das Wunder, meine Dame, Sie erhalten, wenn Sie unseren ‚Boy‘ kaufen, einen echten Smyrna-Teppich gratis und franko in Ihr reizendes kleines Häuschen...“ Die Frau lauschte. „Es ist nicht unser Häuschen“, sagte sie dann wehmütig, „wir suchen noch...“

„Auch diese Sorge“, sagte der Mann und saugte spielerisch die Sesselritzen aus, „nehmen wir Ihnen ab. Unser Zenträlbüro setzt sich — sobald es im Besitz Ihrer Vollmacht ist — mit dem hiesigen Wohnungsamt in Verbindung und erkämpft Ihnen eine Drei-Zimmer-Wohnung mit Bad, Balkon, Keller, Boden, Fremdenzimmer und geräumigem Flur! Der Mietvertrag wird unkündbar über zehn Jahre...“

An dieser Stelle lächelte die Frau und sagte: „Außerdem ist mein Mann selbst Staubsaugervertreter...“

Da erlaubte der junge Mann, stand einen Augenblick wie vom Blitz getroffen, strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte: „Verzeihen Sie, falls ich zu weit gegangen bin — aber ich bin noch neu im Beruf!“

Zog verlegen den Hut und verließ eilenden Fußes das Haus.

Reisebrief aus Jodelstetten / Von Franz Schröngamer-Heimdal

Ich habe ein Monopol, ein Sommerfrischennonopol — Jodelstetten.

Jodelstetten ist ein Marktstein in meinem Leben, vielleicht der Beginn eines neuen Weltalters.

Fürwahr, es ist eine Stätte zum Jodeln.

Welt und Himmel weithin offen, ein Fernblick ohnegleichen. Dazu eine Luft, was wären Balsamdufte dagegen? Höhenluft, würzig und harzreich wie nirgends. Von allen Höhen und Hängen Jodler, Jodler von Bur-schen, Jodler von holden Maiden. Natürlich: Jodelstetten! Hier bleibst du!

Was sicht aber die stämmigen Männer an, die unter der mächtigen Wirtshauslinde vor ihren Maßkrügen fernern, daß sie mich feindselig anstarren und die Flucht ergreifen vor mir, dem harmlosen Wanderer?

Ein fragender Blick zur wohlbeleibten Wirtin. Lachende Antwort: Man hat mich von weitem schon für den Vollstreckungssekretär vom Finanzamt gehalten. Das wäre der einzige Fremde, der nach Jodelstetten komme. Und die Stalltüren pflastert er mit seinen Pfandmarken voll.

Nein, der Vollstreckungssekretär bin ich nicht. Ich bin nur ein Fremder, ein Sommergast, ein Freund, der sich Jodelstetten als Sommersitz erkoren. Ob ich ein gutes Fremdenzimmer haben kann?

Nein, ein Fremdenzimmer gibt es in ganz Jodelstetten nicht, aber überall hat man eine gute Stube, und überall kann ich bleiben und kostet nichts als ein Vergeltsgott. So bleibe ich gleich im Wirtshaus, in der guten Stube.

Die geschreckten Bauern sammeln sich allmählich wieder zur unterbrochenen Vesper unter der Wirtshauslinde und staunen mich als ein

Weltwunder an: der erste Fremde, der nicht vom Finanzamt kommt. Wir freunden uns in ihrer Herzensfreude gleich recht zusammen, stehen auf du und du und trinken ein Maßlein mehr als sonst.

Ein letzter Jodler hallt über Jodelstetten hin, als ich in der guten Stube das hohe daunengeschwellte Gastbett aufsuche. Jodelstetten, gute Nacht! Eine erster Jodler hallt hart an meiner Tür. Es ist zwei Uhr morgens. Ob ich mit zum Mähen will auf die Waldwiese? Natürlich will ich. Der Wirt drückt mir Sense, Kumpf und Wetzstein in die Hand. Barfuß, nur in Hose und Hemd geht's mit Knechten und Mägden dahin. Jodler um Jodler hallt durch das Wäldersingen. Singen, Lust und Lachen schwillt durch die Runde.

Urbild des Naturkurortes! Kein Kino, kein Radio; kein Auto, kein Kraftrad! Keine Post, keine Bahn! Urwelt ohne Wissenschaft, ohne Börsenspekulationen, ohne Diplomaten, ohne Konferenzen, ohne Zeitgenossen. Urwelt der Arbeit, des Frühaufstehens, des Jodelns. Lesen und Schreiben gelten seit dem Krieg wieder als brotlose Künste. Ist ja keiner mehr draußen, von dem ein Brief kommt, dem man schreiben muß.

Das Finanzamt wenn nicht wär, Jodelstetten wär ein kleines Paradies. Kühle Waldbüche mit Forellen, weite Wälder mit köstlichen Pilzen, Dachböden voll hochwertiger Altertümer — o Jodelstetten, mein Stolz, mein Reichtum, mein Glück!

Und die ganze Erholung hat nichts gekostet!

„Wie nichts gekostet?“

Nicht einen Pfennig. Kost und Wohnung waren ganz umsonst. Im Gegenteil, mein Wirt wollte mich für

Gedrange auf dem „Dach der Welt“:

Technik triumphiert am Himalaya

Ohne die neuesten technischen Hilfsmittel hätten auch die kühnsten und besten Bergsteiger keine Chance

Seitdem die Engländer den Union Jack auf dem Mount Everest hielten, herrscht auf dem „Dach der Welt“ zunehmendes Gedrange: Zahlreiche Expeditionen aus den verschiedensten Ländern sind unterwegs, um mit neuen technischen Hilfsmitteln die letzten unbewegenen Gipfel der Erde zu stürmen.

Fast wäre auch die diesjährige britische Mount-Everest-Expedition unverrichteter Dinge umgekehrt: 150 m unterhalb des Gipfels mußten Bourdille und Evans aufgeben, nachdem ihre Sauerstoffgeräte nicht mehr funktionierten. Doch Oberst Hunt hatte vorgesorgt: Er hatte zwei Typen neuer Sauerstoffgeräte mitgenommen; mit dem zweiten Typ ausgerüstet, griffen nun Hillary und Tensing den „Thron der Götter“ an — und siegten!

Die Lunge schafft es nicht

Erst die technischen Hilfsmittel erlauben es, im Himalaya in Höhen vorzudringen, in denen der Mensch ohne künstliche Sauerstoff-Zufuhr keinen Funken Energie und Entschlußkraft mehr hätte. Die Lunge kann in der gefürchteten „Todeszone“ über 7300 m ohne künstliche Hilfsmittel einfach nicht mehr funktionieren. Von bergsteigerischen Höhenleistungen im Himalaya kann daher erst seit 1922 gesprochen werden, als eine britische Expedition unter der Führung von General Bruce zum erstenmal Sauerstoffapparate ausprobierte. Geoffrey Bruce kam damals mit seinem Landsmann Finch zusammen bis auf 8200 m und überschritt damit den bisherigen Höhenweltrekord um 1000 m! „An dieser Stelle“, berichtet der alte Himalaya-Pionier Tom Longstaff in seinem Buch „Ein Alpinist in aller Welt“, „brach eine Glasröhre in Geoffreys Sauerstoffapparat; doch bevor er das Bewußtsein verlor, hatte ihn Finch geschickt mit seinem eigenen Apparat verbunden, während er den Schaden behob. Sie kehrten heil zurück.“

Schon diese erste Erprobung der Atemgeräte im Himalaya zeigt also, daß ein Sieg über einen 8000 Meter hohen Gipfel ohne Zufuhr künstlichen Sauerstoffs unmöglich ist. Es geht außerdem hervor, daß schon die geringste Beschädigung dieser Apparate zum Tode führen kann; so wie es wahrscheinlich Mallory und Irving erging, die 1924 zuletzt unmittelbar unter dem Mount-Everest-Gipfel beobachtet wurden — und seitdem verschollen sind.

... mit Nylon-Druckanzug!

Als 1950 die ersten Funkmeldungen aus dem Himalaya bekannt gaben, daß es einer französischen Expedition gelungen sei, den 8078 m hohen Annapurna zu besteigen, da befanden sich die Männer, deren Namen in diesen Tagen die Schlagzeilen der Weltpresse

bestritten, in einer verzweifelten Lage: Auf einer Rast beim Abstieg war Maurice Herzon der Handschuh entglitten und vom Sturm weggefegt worden. Lachenal, der Freund und Gefährte Herzogs bei diesem ersten Sieg über einen Achttausender, verirrt sich im Schneetreiben; später fand man ihn bewußtlos am Fuße eines Abhangs, ohne Handschuhe... Schwere Erfrierungen mit quälenden Amputationen waren die Folge.

Die Kleidung stellt für alle Himalaya-Expeditionen ein besonderes Problem dar; herrschen doch in den Höhen, in denen sie ihren Kampf auszutragen haben, arktische Verhältnisse. Die neuen Spezialanzüge der Engländer stellen daher auch eine regelrechte elastische Schutzhülle dar; sie sind federleicht und aus nylonverstärkter, wetterfester Baumwolle gefertigt. Von der Nase bis zu den Zehenspitzen muß diese Isolierung reichen; die deutsche Nanga-Parbat-Expedition versucht es dieses Mal mit Perlon-Geweben. Inwieweit es möglich ist, Nylon-Druckanzüge zu entwickeln, ist noch ungeklärt — könnte im Prinzip jedoch das „Geheimnis“ der Schlafsäcke der britischen Expedition klären.

Der wichtige Zeitstab

Im Tagebuch Willy Merks, des Mannes, der bei der deutschen Nanga-Parbat-Expedition 1934 ums Leben kam, findet sich folgende Stelle: „Der Sturm wird zum Orkan. Unter seiner Gewalt brechen die Zeltstäbe. Trotz dichtester Verschnürung der Sturmzelte weht

es feinsten Schneestaub zentimeterdick auf die Schlafsäcke... Man kann im Freien nicht atmen. Die Benzinkocher versagen. Es gibt nichts Warmes...“ Der Sturm zerschmetterte die Lagerzelte; auf zwei Eispickel gestützt schleppte sich Merkl noch bis zum Mohrenkopf; dort starb er.

Zeltstäbe, Zelte, Kocher — auch diese Ausrüstungsgegenstände können im Himalaya über Tod und Leben entscheiden. Die diesjährige Nanga-Parbat-Expedition ist mit neuen Spezial-Hochdruckkesseln ausgerüstet, mit denen auch in Höhen über 7000 m Speisen gekocht werden können. Sie verfügt über absolut wasserdichte Hochlagerzelte, die nur halb soviel wiegen wie die früher verwendeten; über neuartige Liegeunterlagen, nachdem sich die bisher üblichen Luftmatratzen nicht bewährten. Was solche Zelte auszuhalten haben, geht aus dem Bericht der Schweizer Himalaya-Expedition des Frühjahrs 1952 hervor: Die beiden Zweimannzelte des Camps VII standen auf einem kleinen Hochplateau in 8400 m Höhe; sie hatten vor Stürmen bis zu 120 km Stundengeschwindigkeit zu schützen und gegen durchschnittlich minus 35 Grad Celsius zu isolieren. Ohne diese Zufluchtsinsel in der Kerbe des Südsattels des Mount Everests hätten Lambert und Tensing aller Voraussicht nach nicht mehr lebend zurückgefunden; hätten Hillary und Tensing kaum zum erfolgreichen Gipfelsturm nach ihrem Nachtlager oberhalb des Südsattels antreten können.

Peter Pankratz



„Die Pilze schmecken aber komisch, Berta!“ „Ich dachte, es wäre ein giftiger dabei, und habe vorsichtshalber gleich 'n Brechmittel mitgekocht!“

Nehmen Sie's ernst?

Ihr Horoskop

vom 22.—28. Juni

Widder (21.3 — 20.4.):

Sie kommen dem Ziele jetzt näher. Beruflich sind die Voraussetzungen erfüllt und es kann daher bald zu einem Abschluß kommen. Bleiben Sie sachlich und gehen Sie mehr aus sich heraus.



Stier (21.4 — 21.5.):

Eine wertvolle Woche für Dinge, die gründlich vorbereitet sind. Die Handlungsfähigkeit ist Ihnen jetzt gegeben. Wichtig ist es aber, daß Sie Ihren Horizont beruflich und kennismäßig erweitern.



Zwillinge (22.5. — 21.6.):

Der günstige Einfluß kann weiterhin nutzbringend ausgewertet werden. In finanzieller Beziehung ist ein gutes Fundament erreicht.



Krebs (22.6. — 23.7.):

Diese Woche ist besonders für berufliche Fragen geeignet. Sie müssen daher die persönlichen Interessen etwas mehr in den Hintergrund stellen und alles tun, um sich wirtschaftlich durchzusetzen.



Löwe (24.7. — 23.8.):

Es will scheinen, als wollten Sie zu schnell weiterkommen. Bedenken Sie immer, daß nur ein schrittweises Vorwärtsgen möglich ist.



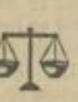
Jungfrau (24.8. — 23.9.):

Eine relativ günstige Woche für Angelegenheiten von wirtschaftlicher Bedeutung. Jetzt scheint endlich wieder die Zeit zum Handeln gekommen zu sein.



Waage (24.9. — 23.10.):

Jetzt zeigen sich allerdings einige Störungen in wirtschaftlicher Beziehung. Aber auch finanziell scheint nicht alles nach Wunsch auszufallen.



Skorpion (24.10. — 22.11.):

Diese Woche zeigt sich im allgemeinen wieder günstiger. Trotzdem ist bei neuen Vorhaben darauf zu achten, daß Sie nichts übereilen.



Schütze (23.11. — 22.12.):

Die ganze Woche ist durchgehend vorteilhaft für alle Vorhaben. Was Sie jetzt unternehmen, das wird gelingen und sich als dauerhaft erweisen.



Steinbock (23.12. — 21.1.):

Wer können die günstigen Möglichkeiten weiter ausgewertet werden. Berufliche und finanzielle Möglichkeiten liegen besonders um Wochenmitte.



Wassermann (22.1. — 19.2.):

Diese Woche erweist sich beruflich und finanziell als günstig. Was aber noch nicht geklärt ist, muß jetzt durch eine Aussprache unbedingt erledigt werden.



Fische (20.2. — 20.3.):

Beruflich und privat geht es jetzt beinahe nach Wunsch aus. In einer persönlichen Angelegenheit gibt es etwas zu klären, was mit Freundschaft zusammenhängt.



SONNTAGS-ZEITUNG
In der Südwest-Pressen-GmbH., Gemeinschaft Südwestdeutscher Zeitungsverleger
Tübingen, Umlandstraße 5, Telefon 2141
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Karl Lerch
Für unverlangt eingesandte Manuskripte, auch wenn Rückporto beiliegt, wird keine Gewähr übernommen.
Druck: Tübinger Chronik, Tübingen, Umlandstraße 2

DAS GUTE HERZ Zuerst die fremde Habe gerettet

Meine Eltern und ich wurden im September 1943 in unserer Heimat zunächst teilfliegergeschädigt und daraufhin in der Nachbarschaft bei



Zeichnung: Bauschert

einer Familie Sch. gut untergebracht, da unsere Wohnung nicht mehr beziehbar war. Im Oktober wurden etwa zwei Drittel der ganzen Stadt ein Flammenmeer durch Bomben- und Phosphorangriff, während wir uns im Bunker aufhielten.

Als wir zu unserer neuen Unterkunft zurück wollten, war dies nur unter Einsatz des Lebens möglich und mußte zunächst unterbleiben. Als wir später zurückgingen, gewahrten wir, daß Frau Sch. zunächst beim Brande des Nachbarhauses emsig gelächelt hatte, und als dann ihr eigenes Haus brannte, war niemand mehr da, um ihr beim Löschen zu helfen.

Ihre Federbetten und einige Wäsche- und Kleidungsstücke hatte sie zum Fenster hinausgeworfen, aber erst nachdem sie unsere dort befindlichen Kleidungs- und Wäschstücke gerettet hatte, da sie wußte, daß dies unsere letzte Habe gewesen ist. Dies geschah alles unter Einsatz ihres eigenen Lebens. Dabei zog sie sich eine schwere Rauchvergiftung zu und wurde erst nach langer Zeit wieder hergestellt. Frau Sch. hatte das Amt der Betreuerin in der Auffangstelle inne, wo sie bei jedem Angriff nachts dort sein mußte, was fast täglich der Fall war.
Frau Martha Pittrof, Reutlingen

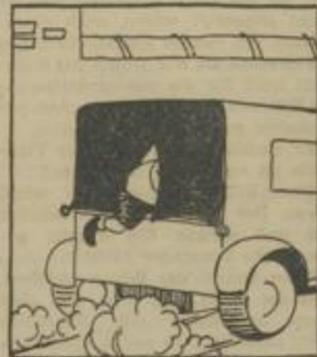
Stöpsels mißglückter Ausbruch



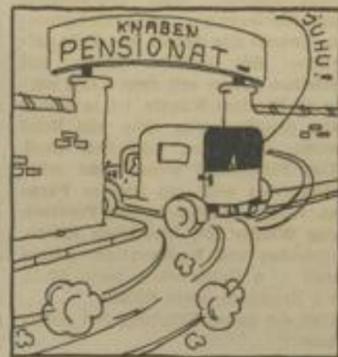
„Schrecklich, so ein Pensionat“, Stöpsel denkt's und greift zur Tat.



Horcht, ob alles wohl schon schlief, dann geht's so in die Tiefe.



Da, ein Auto steht allein, leise steigt der Stöpsel ein.



Und der Wagen fährt davon, frei fühlt Stöpsel sich da schon.



Ach, umsonst, die mut'ge Tat, denn er rollt ins Pensionat.

Mora! Oft ist umsonst Dein Tun und Ringen, / Du kannst das Schicksal nicht bezwingen.

Der Sieg über das Säuglingssterben

Ein halbes Jahrhundert Kinderkliniken

Es waren immer sehr sorgenvolle Wochen und Monate, die sich für ein Elternpaar noch vor 50 Jahren ergaben, wenn ihr Kind zur Welt gekommen war. Als drohendes Verhängnis stand der Säuglingstod vor dem Glück der Eltern, der jedes vierte bis fünfte neugeborene Kind dahintrug. Ob arm oder reich, ob in der einfachen Wohnung des Arbeiters und Bauern, oder in den großräumigen Villen der damals herrschenden Gesellschaftsschicht — das Gespenst des Todes umgab alle Wiegen.

Krankenhäuser wollten keine Säuglinge aufnehmen

Immer, wenn es gilt, eine neue Methode zu entwickeln und neue Erkenntnisse anzuwenden, bedarf es längerer praktischer Erprobung. So verlangte auch die Kinderheilkunde seinerzeit eine völlige Neuorientierung von Diagnose und Behandlung, wenn sie sich von dem Mesetekel der hohen Säuglingssterblichkeit befreien wollte. Es mußte experimentiert werden, es waren Forschungen in medizinischen Randwissenschaften notwendig, es gab Rückschläge und Enttäuschungen, ganz abgesehen von konservativen Richtungen, die sich nur widerwillig für neue Methoden entschieden.

Wie selbstverständlich ist den Müttern von heute die klinische Behandlung von Säuglingskrankheiten, wie selbstverständlich ist es heute auch, daß unsere Allergiesten gesund und lebensstark aus der Kinderklinik zurückkehren. Dabei kennen wir erst seit 50 Jahren Kinderkliniken im heutigen Sinne des Wortes, sie sind genau so alt wie die spezielle Behandlung von Säuglingskrankheiten. Besonders den durchfallerkranken Kindern wußte man früher nicht zu helfen. Sie starben in großer Zahl, und man möchte es heute nicht für möglich halten, daß noch zu Beginn dieses Jahrhunderts medizinische Kapazitäten die Krankenhausbehandlung von Säuglingen für aussichtslos erklärten. Es gab zahlreiche Spitäler, die Kleinkinder nur mit Genehmigung des Direktors aufnahmen. Die fast hundertprozentige Sterblichkeit der eingelieferten kranken Säuglinge gefährdete den „guten Ruf“ von Krankenhäusern und die positiven Statistiken der übrigen Heilerfolge. Man kann es sich heute kaum vorstellen, daß um die Jahrhundertwende noch 25% aller gehorenen Kinder starben. Vor Jahrhunderten lag der Prozentsatz noch höher. Dürers Mutter hat in 24 Jahren 18 Kinder geboren, nur drei davon erreichten das Erwachsenenalter. Johann Sebastian Bach war stolz darauf, daß von den 20 Kindern seiner beiden Ehen so viele — nämlich neun — am Leben geblieben waren.

Ende des vorigen Jahrhunderts begannen einige von Kinderliebe, Idealismus und wahrem ärztlichen Denken durchdrungene Männer, Säuglinge mit Einverständnis der Eltern in ihrer häuslichen Praxis nach eigenen Erkenntnissen kostenlos zu behandeln. Ärzte wie Heubner und Czerny brachen damals mit überholten Ansichten und falsch angewandtem Traditionsgefühl. Sie wagten es, nicht nur die veralterten, besonders für Säuglinge unszulänglichen Krankenhäuser öffentlich anzuprangern, bis die ersten modernen Kliniken errichtet wurden, sie setzten sich auch allen Überlieferungen zum Trotz für eine neue Ernährungsform, Diät und Pflege der Säuglinge ein.

Gegen das „Müsten“ von Säuglingen

Wie kam es nun zu dem Umschwung im Lebensschicksal unserer Säuglinge? —

Ihre seinerzeit revolutionär geltenden Methoden wurden vorsichtig erprobt. Man beobachtete den vollkommen anderen Stoffwechsel des jungen Menschen und erforschte die Zusammenhänge mit der Ernährung. Die neue Kinderheilkunde verwarf das „Müsten“ der Säuglinge. Dagegen wurden Heilnahrungen geschaffen. Der Erfolg gab recht, man konnte auf Medikamente fast ganz verzichten. So reichte sich Erkenntnis an Erkenntnis, offensichtliche Fortschritte im Gesundheitszustand der Säuglinge lohnten die vielen Mühen.

Schutzwall um das Kleinstkind

Heute ist in jeder größeren Stadt eine Kinderklinik und kleinere Städte haben eine Spezialkinderabteilung in den Krankenhäusern. In hellen luftigen Zimmern betreuen erfahrene Ärzte und Schwestern die Kleinen. In Milchküchen wird die verschiedene Nahrung zusammengestellt. Von 20% sank die Säuglingssterblichkeit 1938 auf 5% und geht gegenwärtig sogar teilweise auf 2% zurück, ein Erfolg, auf den die Kinderheilkunde stolz sein kann. Aber auch der Kampf gegen die Krankheiten der größeren Kinder ist inzwischen energisch aufgenommen worden. Kindliches Asthma, Gelenkrheumatismus, Zuckerkrankheit im jungen Alter, der Grund der „Anfälligkeit“ mancher Kinder wurde beobachtet

ten und Waisenhäusern nicht zum Gedeihen zu bringen, so liegen die Verhältnisse in den Krankenanstalten noch ungünstiger. Ammen gibt es dort zunächst überhaupt nicht. Der Kinderarzt Dr. Heubner berichtete, daß er in Berlin das schwere Mißfallen des Charité-Direktors erregte, als er die erste Amme einstellte. Damals nahmen viele Krankenhäuser Säuglinge überhaupt nicht auf. Noch im Jahre 1903 wurde von Berliner Kinderärzten offiziell die Behandlung kranker Säuglinge in allgemeinen Krankenhäusern für aussichtslos erklärt. Es gibt selbst Universitätskliniken, die es nicht wagten, kranke Säuglinge aufzunehmen. Die Sterblichkeit betrug bis 49 Prozent. — Schon diese nüchternen, auf alle Eltern natürlich sehr deprimierend wirkende Feststellungen forderte eine Abänderung heraus und gab den Kinderärzten Auftrieb, ihre neuartigen Ernährungs- und Behandlungsmethoden durchzusetzen.

Die erste moderne Kinderklinik

Professor Heubner kapitulierte jedoch nicht vor den Unzulänglichkeiten. Er än-



Wohlgeborgen bei der Schwester in der Kinderklinik



Ein Kreuz in den Himmel schreiben

Aus dem Bordbuch des Fliegenden Paters / Aufgeschrieben von Jochen Franke

Pater Paul Schulte, O. M. I., der in aller Welt als der „Fliegende Pater“ bekannt ist, bereitet sich zurzeit in Düsseldorf auf einen Deutschland-Rundflug vor. Unser Reporter Jochen Franke besuchte ihn auf dem Flughafen Lohausen.

Er ist immer rastlos. War er gestern bemüht, das Flugzeug in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen, so bemüht er sich heute, mit seinen vielen Helfern das Kraftfahrzeug zur Unterstützung der seelsorgerischen Tätigkeit heranzuziehen. Und dabei soll ihm das Flugzeug helfen. So hat er es sich in den Kopf gesetzt. Mit seinem kleinen Piper-Flugzeug, das Kardinal Frings auf den Namen „Das fliegende Kreuz“ weihte, will der Fliegende Pater über die deutschen Lande fliegen und als Himmelsschreiber mit weißem Rauch das Zeichen des Kreuzes in das Blau der Lüfte legen. Und alle, die in kommenden Wochen und Monaten das Kreuzzeichen viele tausend Meter hoch über ihren Köpfen sehen werden, sollen ihm schreiben. Er hat versprochen, allen zu antworten, wenn sie bereit sind, ihm bei seiner Aufgabe zu helfen.

Ein Mittag in Düsseldorf

Aus dem Hangar auf dem Flughafen Lohausen schieben zwei Männer einen kleinen Vogel, einen Hochdecker mit roten Tragflächen und silbernen Rumpf auf das Vorfeld. Dann kommt er, den die Eskimos „tingmischuk ulrige Iksraruar“, den Gottesmann, der Flügel hat, nannten, spricht mit seinem Mechaniker, der nebenbei Sportfluggpilot ist, überprüft das Funkgerät seines Flugzeuges, das ihm amerikanische Freunde schenken. Die Mittagssonne brennt unbarmherzig auf den Flughafenbeton nieder. So ist es höchste Zeit, in Höhen zu entschwinden, wo noch kühle Lüftchen wehen. Mit dem Mikrofon am Mund verabschiedet er sich per Funk vom „Düsseldorfer approach“, der Funkstation des Flughafens, wo er gute Freunde und Helfer hat. Der Photomann, der auch mit von der Partie ist, hat seine Linse geputzt. Mit bewundernswertem Geduld erfüllt der Pater-Pilot seine Regiewünsche, bevor der Motor sein Liedchen zu singen beginnt. Dann rollt

das kleine Flugzeug an den dickbauchigen großen Brüdern der Verkehrsflucht vorbei. Aber die Blaubeckern mit den vielen Goldringen an den Armen kennen den Mann, den „flying priest“.

Munter klettert das kleine Flugzeug in die Höhe. Die Luftschraube schnurrt. Am Instrumentenbrett, das bescheidener ist als das manchen Automobils, sind die guten Geister, die auf den Flugzustand achten, erwacht. Zu Füßen liegt der Rhein, im Osten Düsseldorf, auf dem anderen Ufer Neuß, im Nordwesten taucht am Horizont Krefeld auf. Aber vor München-Gladbach und Rheydt türmt sich ein riesiger Himmelamboß mit seinem turbulenten Wolkengebrodel. Ein Gewitter liegt in der Luft. Aber davon sprechen wir nicht an Bord. Da ist uns neben dem Höhenmesser eine Plakette aufgefallen, auf der ein Flugzeug umgeben von Wolken zu sehen ist und worauf geschrieben steht (in lateinisch): „Herr, laß Deine Engel mich behüten“. Auch Hermann Köhl und Charles Lindbergh hatten sie an Bord, sagt der Pater. Viertausend Meter sind erreicht. In dieser Höhe soll geübt werden mit der Tinte der Himmelsschreiber, dem weißen Rauch, das Kreuz zu ziehen. Das erste Mal machten die Wolken einen Streich. „Das war ins Unreine geschrieben“, trösteten wir uns. Wir müssen etwas tiefer herunter. Nun fliegen wir genau gegen den Wind an, aus dem Geräusch unter dem Rumpf müßte nun der dicke Rauch hervorquellen. Dann ziehen wir eine scharfe Kurve, um den Querbalken zu ziehen. Aber, wir finden unsere Rauchfahne nicht wieder. Hat das Gerät nicht gearbeitet oder hat der Wind den Strich schon fortgeblasen? Noch ein Versuch und noch einer. Kein Meister ist vom Himmel gefallen, erst recht kein Himmelsschreiber. Wenn dann alles klappt, wird der Flug beginnen nach Hamburg, nach Frankfurt, nach München, über Städte und Dörfer, von der Watterkant bis zu den Alpen.

Und morgen?

Das „Fliegende Kreuz“ wird wieder in die Halle gebracht, wo auch die

zweite Maschine des Paters steht, ein Geschenk deutscher Freunde (die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen war daran vor allem beteiligt). Sie trägt den Namen „Der kleine Paul“, sogenannt nach dem Vornamen des beinahe zwei Meter großen Gottesmannes. Dieses Flugzeug soll dem Sport dienen und besonders als Schleppmaschine für den Segelflug verwendet werden. Pater Schulte bereitet ein Jugendwerk vor, das den Namen „Jugendhorst der Fliegende Pater“ tragen soll, in dem sich Jugendliche, gleich welcher Konfession, in ihrer Freizeit um ihn scharen sollen, um zu spüren, was Fliegerei für sie ist. Sport, Technik und Physik werden auch nicht zu kurz kommen, ganz zu schweigen von dem Thema: Wie navigiert der moderne Mensch sicher in den Himmel?



Der Fliegende Pater Bilder: Kermer

und ergründet. Die Infektionskrankheiten mit ihrer Gefährdung weniger kräftiger Kinder sind auf Grund vieler neuer Erkenntnisse eingedämmt worden. Ein Schutzwall umgibt heute den Säugling.

Mit 20 Betten begann er

Einer der verdienstvollsten Männer im Kampf um Leben und Gesundheit der Säuglinge war Professor Adalbert Czerny, der um die Jahrhundertwende in Breslau lehrte. Er hatte aus seiner umfangreichen Praxis und in seiner forschenden Geistesarbeit eigene Ansichten über die Kinderheilkunde und Säuglingssterblichkeit gewonnen. Zunächst arbeitete er unter sehr bescheidenen Verhältnissen; aber in seiner Poliklinik widmete er sich jedem Kinde so lange, als eine exakte, wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Untersuchung, Behandlung und Protokollführung nötig war. Vor allem verfolgte er seine Patienten ganz genau durch viele Jahre. Er lernte so die Entwicklung der Kinder, ihre konstitutionellen Besonderheiten, ihre Krankheitsbereitschaften, ihre Beeinflussbarkeit durch Ernährung, Erziehung, Sonne und frische Luft kennen. Besonders sorgfältige Studien wurden in der später angeschlossenen Kinderklinik gemacht und bald kamen Ärzte aus aller Welt, die seine Lehren hören wollten. Er hielt mit seinen Ansichten durchaus nicht hinter dem Berge und war auch in der Lage, seine Erkenntnisse durch zahlreiche praktische Erfolge zu beweisen. Als daher 1913 der Berliner Lehrstuhl zu besetzen war, kam nach allgemeiner Auffassung nur einer hierfür in Betracht: Adalbert Czerny.

So sah es noch 1903 aus

Man kann das Jahr 1903 als Schwerpunkt aller Bemühungen betrachten, in der Säuglings- und Kinderheilkunde zu einem Erfolg zu kommen und die Sterblichkeit herabzusetzen, so daß wir jetzt auf ein halbes Jahrhundert moderner Kinderheilkunde zurückblicken können. So heißt es in der „Chronik der Kinderheilkunde“ von Prof. Dr. med. Albrecht Peiper über die Verhältnisse auf diesem Gebiet um die Jahrhundertwende: „Sind die Säuglinge schon in den Findelanstal-

ten und Waisenhäusern nicht zum Gedeihen zu bringen, so liegen die Verhältnisse in den Krankenanstalten noch ungünstiger. Ammen gibt es dort zunächst überhaupt nicht. Der Kinderarzt Dr. Heubner berichtete, daß er in Berlin das schwere Mißfallen des Charité-Direktors erregte, als er die erste Amme einstellte. Damals nahmen viele Krankenhäuser Säuglinge überhaupt nicht auf. Noch im Jahre 1903 wurde von Berliner Kinderärzten offiziell die Behandlung kranker Säuglinge in allgemeinen Krankenhäusern für aussichtslos erklärt. Es gibt selbst Universitätskliniken, die es nicht wagten, kranke Säuglinge aufzunehmen. Die Sterblichkeit betrug bis 49 Prozent. — Schon diese nüchternen, auf alle Eltern natürlich sehr deprimierend wirkende Feststellungen forderte eine Abänderung heraus und gab den Kinderärzten Auftrieb, ihre neuartigen Ernährungs- und Behandlungsmethoden durchzusetzen.

Czernys Methode setzte sich durch

In der ersten Reihe derjenigen Kinderärzte, die bahnbrechend wirkten, stand zu Beginn dieses Jahrhunderts der in unserem Beitrag schon wiederholt genannte Professor Czerny. Immer wieder war in Czernys wissenschaftlichen Arbeiten die Lehre von der Schädlichkeit der Überernährung und einseitigen Ernährung bei Säuglingen und Kindern aufgetaucht. Immer wieder berührte er den tragischen Zusammenhang, daß Eltern es gut mit ihren Kindern meinten, sie aufpöppelten und ihnen gerade dadurch Schaden zufügten, indem sie gegen die zahlreichen Infektionskrankheiten, die Kleinstkinder besonders leicht überfallen, widerstandlos wurden. Ebenfalls im Jahr 1903 erklärte Czerny zu dem Thema „Über die Beziehungen zwischen Mästung und skrofölen Hautaffektionen“, daß gerade die Kinder, die von den schwersten Formen der skrofölen Hautaffektion befallen waren, auch ein besonders stark entwickeltes Unterhautfettgewebe hatten. Sie waren also zu sehr gemästet worden.

Czernys Ernährungsprinzipien wurden von immer mehr Ärzten befolgt, und bald beobachtete man einen auffälligen Rückgang der Säuglingssterblichkeit. Es besteht kein Zweifel darüber, daß Czerny eine neue Epoche in der Kinderheilkunde, ja in der Medizin überhaupt, herbeiführte und als einer ihrer hervorragendsten Vertreter gelten darf. Hunderttausende von Säuglingen und Kleinstkindern verdanken indirekt Czerny ihr Leben, ebenso viele Eltern diesem Manne ihr Glück.

Almut Lammer

Gesundheit trinken

aus altbewährten

Mineral-Heilquellen

Als süße Getränke empfehlen wir unsere köstlichen Mineralwasser-Limonaden:

Innauer Apollo-Silber, Helfenstein-Perle, Jura-Silber, Teinacher Hirsch-Perle, Remstal-Silber

Innauer Apollo-Sprudel

Überkinger Sprudel

Bad Ditzener Jura-Sprudel

Teinacher Sprudel

Remstal-Sprudel

Das sind die 5 Diener Ihrer Gesundheit

Und als Fruchtsaftgetränke

Innauer Apollo-Gold, Helfenstein-Gold, Jura-Gold, Teinacher-Gold, Remstal-Gold

Prospekte durch die Mineralbrunnen A.G. - Bad Überkingen/Württ.

Für Zucker- und Nierenkranke:

Überkinger Adelheidquelle

Klinisch erprobt mit großen Erfolgen selbst bei veralteten Leiden, in laufender Anwendung an der Urologischen Klinik der Stadt Ulm a. D.

Bei Nierenleiden, Nierensteinen:

Teinacher Hirschquelle

Klinisch erprobt mit großen Erfolgen, in laufender Anwendung an der Urolog. Abt. der Universitätsklinik Tübingen

(5. Fortsetzung)

Die Stadt bettete sich schon wieder in die Dämmerung der feinen blauen Nebel, die von den Bergen herabzusinken schienen. Nur noch die karstigen Höhenzüge weit hinter der Stadt und die drei Kirchenkuppeln leuchteten noch im sanften Goldhauch der Abendsonne.

Die Freunde fuhren in Sparsens leichtem Maultierwagen dem Hafen zu. Obersteg schauten den Freund ab und zu von der Seite her an. Sparsen piffte leise vor sich hin. Immer dieselbe Melodie. Er ist nervös, dachte Obersteg.

Plötzlich zog Sparsen sein Gefährt scharf an die rechte Straßenseite heran. Das rechte Rad stand schon im Graben. Aus der Richtung des Neunpalmenhauses kam ihnen in höllischem Tempo, staubwirbelnd, ein Fahrzeug entgegen, dem ihren ähnlich.

Gut, daß Sparsen die Gefahr rechtzeitig bemerkt hatte, denn der Weg verengte sich einige Meter weiter so stark, daß zwei Gefährte niemals aneinander vorbei kommen konnten, geschweige denn in voller Fahrt.

Jetzt begegneten sich beide Fahrzeuge. Obersteg und Sparsen gaben sich Mühe, den Fahrer, der auf seinen Maultier wie ein Irrer einhieb, zu erkennen. Aber der hatte den Hut ganz tief übers Gesicht gezogen und wandte den Kopf weg, als die Gefährte sich trafen.

Obersteg meinte, es müsse der gleiche Mann sein, den er vorhin vom Balkon aus durch das Glas beobachtet hatte. Nur hatte der Mann im Wagen den weiten schwarzen Reismantel nicht an. Ich habe diesen Mann schon gesehen, dachte Obersteg. Wo nur? Vielleicht am Zaun von Nikos' Plantage? Sobald der rasende Fahrer an ihnen vorbei war, blickte Obersteg zu Sparsen hin, der die Leinen krampfhaft in der Faust hielt. Sparsens Gesicht zuckte merkwürdig. Hatte er den Mann erkannt? Konnte Sparsen den Mann? Des Doktors Hände zitterten so stark, daß Obersteg ihm die Fahrleinen wegnahm, um selber zu fahren. Sparsen duckte es apathisch.

Vor einem kleinen Haus am Hafen ließ Sparsen ihn anhalten.

„Fahren wir nicht gleich zum Palmenhaus?“ fragte Obersteg verwundert.

„Nein“, antwortete Sparsen, „Ich habe hier noch einen Kranken zu besuchen.“

Er will Zeit gewinnen, dachte Obersteg. Fürchtet er sich vor irgendetwas, was er im Neunpalmenhaus erfahren könnte?

Sparsen war schon über die staubige Straße geeilt und hielt den Türklopfer in der Hand, ein kleines Messingstückchen mit ausgestrecktem Zeigefinger, wie man es häufig an den griechischen Haustüren angebracht findet, als ein lang aufgeschossener Junge — Obersteg erkannte in ihm sofort Marios Gehilfen — die Straße vom Neunpalmenhaus her gerannt kam, heftig mit beiden Armen rudelnd und immerfort des Doktors Namen rufend. Endlich war er heran. Der Doktor hatte ihn gesehen und den Griff der Türkloche erwartungsvoll losgelassen. Auf seinem Gesicht spiegelte sich heftige Unruhe. Der Bursche ließ einen Schwall von Worten und halben Sätzen über die beiden Herren niederrauchen. Viel ist nicht zu verstehen. Nur so viel wird klar, daß im Neunpalmenhaus etwas geschehen ist, was des Doktors Anwesenheit dort notwendig macht.

Sparsen ließ den Türklopfer endgültig fahren und stieg zu Obersteg in den Wagen. „Steig auf, Junge!“ rief er dem barfüßigen Burschen noch zu. Der hing im gleichen Augenblick am Wagen, in dem Sparsen das Maultier zu höchster Eile antrieb.

„Was ist geschehen?“ fragte Obersteg. „Ich habe kaum ein Wort verstanden und einen Zusammenhang schon gar nicht.“

„Ich weiß nicht“, antwortete Sparsen. „Irgendeine dunkle Geschichte. Maria hat Mario zu Hilfe gerufen, und der hat den Jungen nach mir geschickt. Wahrscheinlich hatte er uns von ferne gesehen. Wenn die Leute vom Neunpalmenhaus nach dem Doktor rufen, dann sind Tod und Teufel bestimmt gleichzeitig im Hause.“

„Was meinst du, was geschehen ist?“ forschte Obersteg.

Sparsen zuckte die Achseln. „Wenn ich es doch selber wüßte! Vielleicht ist nur jemand krank, vielleicht die Alte, vielleicht Maria. Der Junge ist zu verwirrt. Man hat ihm wohl auch nichts sagen wollen.“

„Da stnd wir!“ sagte Obersteg, als sie von der Straße abbogen und den kleinen kurzen Weg befuhren, der unmittelbar zum Tor des Palmenhauses führte, und sprang erleichtert aufatmend vom Bock.

Das Neunpalmenhaus lag ganz ruhig in der frühen Dämmerung. Unter der Tür wartete Mario.

„Nimm es mir nicht übel, wenn ich dich bitte, mich allein zu lassen“, bat Sparsen den Freund, der ihn ein wenig befremdet ansah. „Ich bitte dich, nimm den Wagen und fahre gleich nach Hause. Ich verspreche dir, nichts zu verschweigen, wenn ich zurückkomme. Doch jetzt, ich bitte dich noch einmal, laß mich allein ins Haus gehen!“

„Nun gut“, sagte Obersteg, „du wirst deine Gründe haben. Ich will nicht in dich dringen. Glaubst du, daß Maria...?“

Oberstegs Stimme zitterte, und er ärgerte sich darüber.

Sparsen aber lächelte. „Ich glaub nicht, daß etwas mit Maria ist. Sonst stünde unser guter Mario wohl kaum so gelassen vor der Tür.“

Obersteg atmete erleichtert auf. „Ja, du hast recht. Ich fahre also.“

„Ich danke dir“, sagte der Doktor und ging mit raschen Schritten auf Mario zu. Als beide in der dunklen Türöffnung verschwunden waren, wendete Obersteg den leichten Wagen und lenkte ihn nach Hause.

Das Neunpalmenhaus lag schwarz und tot in den tiefer werdenden Schatten hinter ihm.

Sparsen kam spät zurück. Er war abge-spannt und staubbedeckt. Der sonst so ruhige, beherrschte Mann schien um sein seelisches Gleichgewicht gekommen zu sein. Obersteg sah seine Hände zittern. Das helle volle Haar hing in feuchten Strähnen über Sparsens Gesicht, von dem sich die ganze Erregung ablesen ließ, die diesen Mann in diesen wenigen Stunden heimgesucht haben mußte. Sparsen ließ sich schwer in einen Sessel fallen und hielt die Hände vor sein Gesicht gepreßt. Er sah Obersteg nicht an.

Sparsen erfaßte nicht, was Obersteg sagte, oder er hielt es für einen Scherz. Sehr wahrscheinlich hielt er es für einen Scherz; denn Sparsen kicherte. „Warte nur!“ rief er, „Ich hole schon den Schlüssel. Er steckt in einem besonderen Täschchen!“

Obersteg starrte ihn an.

„Weißt du, eber vergesse ich zu schlafen oder zu essen, plauderte Sparsen weiter, ehe ich jemals vergesse, das Giftschränkchen abzuschließen. Das ist ein Ritual, der mir in Fleisch und Blut übergegangen ist. Siehst du,

Liebe unter heissem Himmel

ROMAN VON CAROLA ERICHSEN

Copyright by Dr. Bachler, Münster/Westf. — durch Verlag v. Graberg & Görg, Wiesbaden

Er mußte etwas erlebt haben, was ihn aufs äußerste erschütterte hatte.

Obersteg wartete geduldig, bis der Freund den Kopf hob und ihn ansah.

Sparsens Gesicht war jetzt schon entspannter, ja, er versuchte sogar ein Lächeln, als er Oberstegs ungeduldige Erwartung bemerkte.

„Was ist geschehen?“ fragte Obersteg vorsichtig.

Sparsen schaute ihm ins Gesicht. „Ja, sie ist tot. Es war keine Rettung mehr möglich.“

„Doch nicht —“ Obersteg stockte der Atem, „doch nicht — Maria!“

„Unsinn!“ stieß Sparsen hervor. „Säße ich dann so ruhig hier!“

„Also Pepina!“

„Ja, Pepina!“

„Pepina ist tot?“ sagte Obersteg. „Was hat ihr gefehlt, der Alten? Ich finde, das war ein sehr rascher Verlauf.“

„Ach“, sagte Sparsen müde, „sie hat Gift genommen.“

„Gift?“ stammelte Obersteg überrascht.

„Nein, auch das ist falsch“, fuhr Sparsen fort, „sie hat das Gift nicht genommen. Sie ist vergiftet worden.“

„Ermordet also?“

Dr. Sparsen nickte. „Zyankali.“

„Das ist schrecklich, Holger“, sagte Obersteg, „hast du eine Vermutung?“

Sparsen zuckte die Achseln. „Vermutung? Nein. Wie sollte ich. Nur soviel steht fest, daß ihr das Gift beigebracht worden sein muß, kurz bevor wir kamen. Zehn Minuten früher vielleicht. Sie lebte nur noch schwach, als ich sie untersuchte. Sie führte einen grauenhaften Kampf gegen den Tod. Ich habe nie zuvor einen Menschen so gräßlich sterben sehen, und ich bin wahrhaftig nicht arm an solchen Erlebnissen. Es war, als ob sich Dämonen um ihren Leichnam schon stritten, ehe der letzte Lebensodem entwichen war. Aus ihrem Mund kam kein verständliches Wort mehr, nur ein häßliches Krächzen. Als sie endlich tot war, lag kein Frieden über ihren Zügen. Sie war unglücklich und böse ihr Leben lang, und selbst der Tod konnte mit ihr nicht fertig werden.“

Obersteg fragte: „Aber warum soll sie sich das Gift nicht selber beigebracht haben, Holger?“

„Theoretisch besteht die Möglichkeit, Sebastian, natürlich. Aber ich glaube nicht an so etwas. Woher sollte die Alte dieses Gift haben?“

„Und Maria?“

„Maria?“, antwortete Sparsen, „Maria war gar nicht fähig, eine Auskunft zu geben. Sie war ganz verwirrt und verstört. Selbst Mario, den ich mit nach oben genommen hatte, konnte sich nicht beruhigen. Im übrigen...“ Sparsen brach plötzlich den Satz ab.

Aber Obersteg beschloß, nun nicht mehr locker zu lassen. „Im übrigen...?“ drängte er. „Im übrigen“, vollendete Sparsen widerwillig seinen Satz, „hätte ich den Eindruck, daß Maria auch gar nicht reden wollte. Als ich den geheimnisvollen Besucher erwähnte, der auf so unverschämte Art an uns vorbeigebraust kam, brach sie völlig zusammen wie unter einem ganz unerwarteten Schläge. Mario fing sie in seinen Armen auf. Der arme Junge war fassungslos, denn er begriff und ahnte am wenigsten, was sich begehen hatte. Ich habe Maria ins Stadtkrankenhaus bringen lassen. Es ist immerhin möglich, daß sie einen Nervenzusammenbruch erlitten hat.“

„Also war der Unbekannte, der wie der Leibhaftige bei uns vorbeiraste und den wir vom Dache aus beobachtet hatten, der Mann mit dem schwarzen Mantel, — der Mörder Pepinas? Er war es, der der Alten das Gift beigebracht hat? Ist es so leicht, sich Zyankali zu verschaffen?“

Dr. Sparsen schüttelte den Kopf. „Nein, es ist gar nicht leicht. Ueberhaupt in diesem Lande nicht.“

„Besitzt du es?“

„Gewiß. Wenn du willst, zeige ich es dir mal in der kleinen braunen Flasche. Die Zyankali-Substanz muß in braunem Glase verwahrt werden, weil sie sich sonst rasch zersetzt und die meisten ihrer Eigenschaften verliert. Ich habe sie drüben im Giftschrank stehen. Komm!“

Obersteg stand bereitwillig auf. Er war immer dabei, wenn es etwas zu lernen gab. Während sie in Dr. Sparsens Ordinationszimmer hinübergingen, fragte Obersteg: „Hast du schon die Polizei benachrichtigt?“

„Natürlich“, erwiderte Sparsen. „Aber leider konnte ich Kommissar Xyloni nicht selber erreichen. Ich habe ihm das Wichtigste bestellen lassen, und die Polizei hat die ersten Maßnahmen ergriffen. Wir werden dann gleich noch einmal anrufen. Vielleicht erreiche ich Xyloni noch.“

Sparsen ließ Obersteg vorangehen, als sie das Ordinationszimmer erreicht hatten. „Siehst du, das kleine Schränkchen dort in der Ecke, das ist der Giftschrank.“

„Sehr schön“, sagte Obersteg, „ein hübsches sauberes Schränkchen. Aber sag mal, was nützt der schönste Giftschrank, wenn er nicht verschlossen ist!“

Sparsen erfaßte nicht, was Obersteg sagte, oder er hielt es für einen Scherz. Sehr wahrscheinlich hielt er es für einen Scherz; denn Sparsen kicherte. „Warte nur!“ rief er, „Ich hole schon den Schlüssel. Er steckt in einem besonderen Täschchen!“

Obersteg starrte ihn an.

„Weißt du, eber vergesse ich zu schlafen oder zu essen, plauderte Sparsen weiter, ehe ich jemals vergesse, das Giftschränkchen abzuschließen. Das ist ein Ritual, der mir in Fleisch und Blut übergegangen ist. Siehst du,

da habe ich es schon, das Schlüsselchen!“ Sparsen hielt triumphierend einen winzigen Schlüssel empor.

„Holger“, sagte Obersteg und packte des Freundes Arm. „Holger, der Schrank ist wirklich offen!“

Sparsen ließ den kleinen Schlüssel fallen. Sein Gesicht war plötzlich von wächsender Starre. Der ganze Mann wurde von einem krampfhaften Zittern erschüttert. Obersteg faßte ihn fester am Arm, um ihn zu stützen. Sparsen schleifte sich mit Mühe zu dem Giftschrank. Aber er wagte nicht, ihn anzurühren.

Die Tür des Schrankes war leicht angelehnt. Beide, Obersteg und Sparsen, wußten oder ahnten mindestens, welche Ueber-raschung sie erwarten würde, wenn sie die Schranktür weiter öffneten.

Obersteg tat es endlich. Er sah, wie des Freundes Gesicht erstarrte. Schweißperlen traten hervor. Obersteg mußte ihn stützen, sonst wäre er zusammengebrochen. Sparsens Augen saugten sich förmlich in die dunkle Tiefe des Schrankes ein. „Weg!“ schrie er, „Das Zyankali!“

„Die ganze Flasche?“ entsetzte sich Obersteg.

„Natürlich die ganze Flasche“, erwiderte Sparsen matt, „es gibt gar keine andere Möglichkeit. Da hat sie gestanden, wo du den runden staubfreien Fleck siehst, ganz vorn rechts. Siehst du?“

„Ja, ich sehe es“, sagte Obersteg und blickte besorgt auf Sparsen, dessen Erregung noch gewachsen war. „Komm, Holger, setze dich. Da in den Sessel. Du bist ja ganz durcheinander. Beruhige dich ein wenig!“ Er führte den Freund zu einem Sessel, in den sich Sparsen willenlos hineinsetzen ließ. „So“, sagte Obersteg, „wenn du dich ein bißchen erholst hast, wollen wir noch einmal gründlicher suchen. Vielleicht hast du die Flasche auch nur verstimmt.“

Dr. Sparsen schüttelte den Kopf. „Nein, das ist nicht möglich. Du kennst mich und weißt, daß ich in solchen Dingen ein Pedant bin. Und so muß es auch sein. Wann habe ich schon einmal Zyankali gebraucht. In den letzten Wochen bestimmt nicht. Es ist nicht notwendig, es ist sogar zwecklos, weiter zu suchen. Die Giftflasche ist weg, gestohlen.“

Obersteg sagte: „Es muß also jemand hergekommen sein, der einen Schlüssel oder Nachschlüssel zu dem Schränkchen besitzt und außerdem ein Giftkenner ist.“

„Was deine erste Vermutung angeht“, antwortete Sparsen matt, „so gehören keine großen Kenntnisse dazu. Jeder weiß heute, daß Zyankali eines der gefährlichsten und schnellsten Gifte ist. Das Fläschchen stand ganz vorn. Der erste Blick mußte darauf fallen, und außerdem war es durch Gift-schild und Totenkopf als besonders gefährlich gekennzeichnet. Es trug außerdem die deutliche Aufschrift Zyankali.“

„Wann könnte der Diebstahl geschehen sein, Holger?“ fragte Obersteg.

Sparsen zuckte die Achseln. „Ich habe das Ordinationszimmer seit heute früh nicht mehr betreten. Vielleicht ist der Dieb durchs Fenster gekommen, während wir uns friedlich auf dem Dache sonnten.“

„Das Fenster hat immer offen gestanden?“

„Ja, gewiß. Warum auch nicht!“ erwiderte Sparsen. „Wer kommt denn normalerweise schon auf die Idee, ins Ordinationszimmer eines Doktors einzusteigen. Ausgerechnet ins Ordinationszimmer!“

„Das wohl“, nickte Obersteg, „aber diesmal lag dem Dieb an anderen Dingen als an Geld oder Silberbesteck. Der Tod der alten Frau im Neunpalmenhaus und der Giftdiebstahl hier — nun, man braucht einen Zusammenhang wahrhaftig nicht erst zu konstruieren.“

„Kann“, bestätigte Sparsen, „es müßte sich sonst schon um einen tollen Zufall handeln. Aber daran glaube ich nicht.“

„Ich glaube“, tröstete Obersteg den Freund, „die Polizei wird mit dieser Sache keine besonderen Schwierigkeiten haben. Meinat du nicht auch?“

„Wer weiß“, sagte Sparsen, „in diesem Lande ist vieles möglich. Wer auch immer der Täter war, — er kann verschwinden, wie er gekommen ist, plötzlich, unvermittelt, irgendwohin in die Wildnis dieses Landes.“

Sparsen war aufgestanden. In sein Gesicht war die Farbe zurückgekehrt, er war gefasster und energischer. „Wir wollen jetzt zusehen, daß wir Xyloni erreichen. Ich habe nicht eher Ruhe, bevor er nicht selber den Fall bearbeitet.“

Sparsen schritt zum Telefon und hatte schon wieder so viel Humor, dem Freunde zuzurufen: „Nun hast du ja deinen Stoff für einen Kriminalroman gefunden. Oder wenigstens den Anfang!“

Sparsen hob den Hörer von der Gabel, hielt ihn ans Ohr. „Nanu!“ rief er aus. Er legte den Hörer auf die Gabel, klinkte ein paarmal und hielt die Mischel wieder ans Ohr. „Tot!“ sagte er, „die Leitung ist tot!“

Obersteg blickte sich plötzlich. „Nicht wunderbarlich, Holger! Da, die Schnur ist durch-geschritten. Na, so ganz anfängerhaft hat der Kerl doch nicht gearbeitet. Er hat sogar daran gedacht.“

Die neue Ueberraschung hatte Sparsens Lebensmut und seine kaum wiedergewonnene Sicherheit erneut erschüttert. „Wir müssen vom Nachbarhaus aus anrufen“, sagte er bedrückt. „Willst du es bitte für mich tun? Mir ist doch noch ein bißchen schwach und fade zumute. Der Schreier sitzt mir noch zu sehr in den Knochen. Laß dich bitte durch das

Polizeirevier mit Xylonis Privatwohnung ins 'Turm' verbinden! Vielleicht erreichst du ihn. Erzähle ihm in großen Zügen, was geschehen ist. Du weißt es ja genau so gut wie ich. Merkwürdig, ich habe Angst, ein Gefühl, das ich bisher gar nicht kannte. Eine ganz gemeine, ordentliche Angst, Sebastian. Mir ist zumute, als käme etwas auf mich zu, etwas Ungreifbares, Lähmendes, Unheimliches. Aber geh' jetzt, und besiege dich bitte. Es sind ein paar hundert Meter zu gehen. Vergiß die Taschenlampe nicht. Es ist finster draußen.“

„Schon gut, Holger“, antwortete Obersteg, der sich schon zum Gehen anschickte. „Das sind nur die Nerven. Solltest du als Arzt doch wissen. Lege dich ruhig inzwischen schlafen. Du kannst es bestimmt brauchen. Ich besiege mich.“

„Ich warte hier auf dich, Sebastian“, erwiderte Dr. Sparsen. „Rede Xyloni zu, er soll sofort kommen. Laß dich nicht abschrecken, wenn er dir grob kommt. Er ist ein bißchen eigenartig, aber er meint es nicht so.“

Obersteg trat auf die Straße. Die Nachtluft tat ihm unendlich wohl. Es war sehr dunkel, aber bald hatte er sich an die Finsternis gewöhnt. Er schritt rasch voran. In der Ferne sah er das Licht in dem Hause des Nachbarn blinken als einen sicheren Stern.

Einmal stieß er mit dem Fuß an einen harten Gegenstand. Er schrak zusammen. Ich bin auch nervös, dachte er, und ließ die Taschenlampe aufblitzen. Vor ihm lag eine große Landschildkröte, die mehr erschrocken schien als er selber. Obersteg ging weiter, und als er sich umwandte, kroch die Schildkröte, deren Schild so groß war wie ein rundes Brot, der anderen Straßenseite zu.

Knapp zwanzig Minuten später war Obersteg bereits wieder auf dem Rückweg zum Doktorhaus. Er hatte bei den Nachbarn nur die Hausangestellte angetroffen. Die Herrschaften waren schon seit dem Nachmittag in der Stadt.

Den Kommissar Xyloni hatte Obersteg leider abends nicht sprechen können. Aber der diensttuende Polizist auf der Wache hatte ihm versprochen, man werde den Kommissar sofort verständigen. Man wisse, wo er sich eben aufhalte.

Als sich Obersteg dem Arzthause näherte, stützte er. Warum hatte der Freund alles Licht ausgeschaltet. Das ganze Haus war in undurchdringliche Finsternis gehüllt. Und Obersteg entsann sich genau, daß nicht nur im Arbeitszimmer und im Flur Licht gebrannt hatte, als er vorhin weggegangen war, sondern daß er mit Bedacht auch das Licht hatte brennen lassen, das den Gartenweg erleuchtete.

Obersteg blieb stehen. Es war ihm unbe-greiflich zumute. Er lauschte angestrengt. Was war das? Ein feiner, ferner zispender Ton. Eine Klingel? Zweifello. Aber die Telefonleitung war doch durchschnitten. Sollte jemand so ununterbrochen am Haustor läuten? Warum meldete sich Sparsen nicht?

Es waren nur noch gute zweihundert Meter bis zum Hause. Obersteg beschleunigte seine Schritte. Die Lampe wagte er nicht aufzuleuchten zu lassen. Je näher er dem Hause kam, desto vernehmlicher wurde der Klingelton. Es war kein Zweifel mehr möglich: Im Doktorhaus läutete ununterbrochen eine elektrische Glocke.

Obersteg stand vor dem Gartentor. Es war verschlossen. Sollte Sparsen das Haus verlassen haben? Möglich war es immerhin, daß man ihn noch zu einem Patienten gerufen hatte. Aber in seinem Zustande hätte er wohl kaum gehen können. Und dann — die ver-rückte Glocke läutete noch immer. Es war geradezu gespenstisch.

Endlich hatte Obersteg, die letzten Meter beinahe rennend, das Haus erreicht. Er ließ am Gartentor den Scheinwerfer seiner Taschenlampe aufblitzen und leuchtete den Gartenweg entlang zur Haustür hin. Er sah von hier aus schon, daß die Haustür verschlossen war.

Mit ein paar Sätzen, die Taschenlampe auf die Büsche rechts und links schwenkend — man konnte ja nicht wissen, ob sich jemand dort verbarg oder auf der Lauer lag —, erreichte Obersteg die kleine Treppe, die zur Haustüre hinaufführte. Mit einem Satze war er oben. Ja, die Tür war ordnungsgemäß verschlossen, so wie er sie vorhin verlassen hatte. Keinerlei Spuren eines gewaltsamen Eingriffes waren zu sehen. Obersteg atmete ein wenig auf, wenn er auch das Gefühl der Bedrückung nicht loswerden konnte. Was hatte Sparsen gesagt, als er vorhin wegging, um Xyloni anzurufen? Er hatte gesagt: Ich habe Angst, ganz gemeine Angst — vor etwas Unheimlichem, Ungreifbarem, Lähmendem, das auf mich zukommt. Ja, so ähnlich hatte Sparsen gesprochen.

Obersteg öffnete endlich mit unsicherer Hand die Tür. Vor ihm lag in tiefer Dunkelheit die Diele. Er blieb in der offenen Tür stehen und leuchtete im Raum umher. Nichts Auffälliges war zu sehen. Tiefe Stille. Eine ganz bedrückende Stille, nur verstärkt durch dieses nervenaufreibende Läuten einer Klingel. Obersteg rief laut den Namen des Freundes ins Haus hinein. Aber nur das Echo seines eigenen bänglichen Rufes kam zurück. Kein anderer Laut.

Sollte Sparsen nach allen Aufregungen dieses Nachmittags und Abends in einen so tiefen, bleiernden Schlaf gefallen sein? Das hätte durchaus möglich sein können. Vielleicht hatte er sogar ein Beruhigungs- oder Schlafmittel genommen. Aber das Licht! Nirgends Licht. Und an Sparsens Bett pflegte immer eine kleine Lampe zu brennen. Aber auch deren ziemlich schwachen Schein hätte Obersteg schon draußen wahrnehmen müssen.

Nur das Klingeln war immer da. Dieses dauernde, unheimliche, sinnlose Klingeln. Eine unangenehme Beklemmung legte sich pressend auf Oberstegs Brust; er fühlte, daß Schweiß auf seiner Stirn ausbrach. Etwas würgte ihn: Angst.

Obersteg ließ die Taschenlampe wieder aufblitzen und tastete nach dem Lichtschalter. Das Dienenlicht beruhigte ihn. Er lauschte wieder. Schweres Schweigen. Nur ein Knistern, Rascheln und leises Rauschen, vor einem Luftzug hervorgerufen. Und immerzu diese Klingel!

(Fortsetzung folgt)

Die höhere Tochter

Das junge Mädchen von früher wurde meist unter strenger, elterlicher Obhut erzogen. Hatte es die „höhere Töchter- schule“ absolviert, so schickte man es für ein oder zwei Jahre in ein Pensionat, wo es Hausführung und Kochen oder Sprachen, Handarbeiten und hand- werkliche Arbeiten erlernen konnte.

Dieser Frauentyp ist verschwunden; die geistig gleichfarbenen Schächchenher- den der jungen Mädchen gibt es nicht mehr. Jedes junge Mädchen ergreift, falls es im elterlichen Haushalt ent- behrlich ist, einen Beruf, der ihm liegt und ihm Freude macht. Es wird ihm gründlich und mit abgeschlossener Prü- fung erlernen, auch ein akademisches Studium steht dem jungen Mädchen frei.

Aus der höheren Tochter von früher ist die junge Frau von heute geworden. J. S.

DAS REICH DER FRAU

Dein Kind will dich froh sehen!

Bekanntes, denen wir zufälligerweise auf der Straße begegnen, berichten wir unsere akuten Nöte und Sorgen nicht. Wir wollen sie nicht beunruhigen oder gar den Eindruck erwecken, wir seien hilflos. Also zeigen wir ein heiteres Gesicht und sagen: „Alles beim alten!“

Das ist meist nicht einmal die Un- wahrheit. Wir haben zwar Sorgen und stehen vor augenblicklichen Schwierig- keiten. Aber es liegt kein Anlaß vor, sie zu dramatisieren. Die Tagesorgen entscheiden und kommen. Wir müssen selbst mit ihnen fertig werden.

Diese Einstellung geht aber an der kindlichen Mentalität vorbei. Ein nor- males Kind ist von Natur aus fröhlich und will uns ebenfalls froh sehen. Es weiß gottlob nicht, was Sorgen sind. Nicht einmal der Zahnarzt hat es bis- her von Nervenschmerzen befreien müs- sen. Aber es liebt Vater und Mutter und weiß, daß es schlimme Dinge auf der Welt gibt, die einen Menschen trau- rig machen können. Es ist schnell trau- rig, vielleicht schon wegen eines kaput- ten Balls oder eines zerbrochenen Rol- lers. Es erlebt die kleinen Traurigkeit- en seiner Welt. Aber es überwindet sie dank seines unbeschwertem Gemüts im Handumdrehen. Für uns so bedeutend muß es die anhaltende Verstimm- ung, schlechte Laune oder Gereiztheit seiner Eltern ansehen. Mitten im Wei-

nen kann ein Kind durch eine Kapriole zu einem Lachen hingerissen werden, das seinen Schmerz fortweht, als habe es ihn nie gegeben. Und die Mutter läßt sich von seinem Lachen nicht an- stecken? Wie schlimm muß es um sie stehen! Dem Kinde, geneigt zu drama- tisieren, wird es traurig und bang ums Herz. Es büßt auf diese Weise mit der Zeit seinen Frohsinn ein. Seine Jug- end wird verdüstert. Können wir das verantworten?

Nein, denn unser Kind will uns froh sehen. Es verlangt keine Maske von uns, aber doch die Rücksicht und Selbst- beherrschung, die wir sogar unseren Bekannten zuteil werden lassen. Wie die lachende Sonne kommt das Kind zu uns, und die lachende Sonne soll es für uns sein; die Erinnerung daran, daß das Leben über die Alltagsorgen hin- weggeht, daß immer wieder die Sonne scheint. Die zarte kindliche Seele hat einen Anspruch auf die heitere Seite unseres Lebens. Ella Reetz

Entzückendes Tageskleid



M 5501 Gr. 44. — Entzückendes Tages- kleid mit Jäckchen in einfacher, aber hübsch wirkender Machart. Stoffver- brauch: 3,60 m - 0,90 m breit; 1,33 m - 0,80 m breit.

Unser Hausarzt sagt dazu

Obst und Wasser

Schon jedes Kind weiß, daß man nach Obst und besonders nach Steinobst kein Wasser trinken soll, weil man sonst krank wird. Fragt man, worin diese Krankheit besteht, so hört man, daß durch das Wasser das vorher genossene Obst aufquille und so die Därme ver- schleife. Die Antwort erscheint anneh- mer, ist aber falsch.

Man hat verschiedene Obstsorten vor- gekaut und danach für mehrere Stun- den in Wasser, andere auch in Magen- säure gelegt. Die Obststücke dachten nicht daran, aufzuquellen. Bei Operationen, die in einzelnen schweren Fällen ge- macht wurden, fand man auch niemals den Darm verstopft. Dagegen waren einzelne Dünnarmabschnitte stark auf- gebläht, andere, dazwischenliegende krampfhaft zusammengezogen. Sie boten also das Bild nicht des mechanischen Darmverschlusses, sondern das einer Überdehnung und Lähmung des Darms.

Die Überdehnung des Darms kommt daher, daß im Darm eine unersünschte Gärung mit Gasbildung stattfindet. Ge- schieht das im Dickdarm, so entleert er

Erdbeeren — delikatl und gesund

Die roten, saftigen Erdbeeren sind nicht nur köstliche Früchte, sondern auch ein wertvolles Heilmittel. Sie wir- ken günstig bei Leber-, Galle-, Milz- und Nierenerkrankungen und ihre Blit- ter helfen bei Blutarmut und Bleich- sucht. Man sollte darum die Erdbee- ren, solange es geht, roh genießen: ein- gezuckert, mit roher Milch oder Sahne übergossen, mit Schlagahne, steif ge- schlagenen Eierschnee oder mit süßem Quark.

Erdbeertorte: 750 g Erdbeeren werden eingezuckert und einige Zeit stehen gelassen. In der Zeit backt man aus 150 g Mehl, 60 g Zucker, 70 g Fett, einem Ei und einem Teelöffel Backpul- ver einen Tortenboden. Nun läßt man die Erdbeeren, die Saft gezogen haben, abtropfen und legt sie auf den Boden. Der Saft wird mit Malzosa oder Mon- damin gedickt und heiß über die Früchte gegossen. Man kann ihn auch mit Ge- latine (auf 1/4 l Flüssigkeit 3 bis 4 Blatt) dicken. Statt Obstsaft kann man auch verdünntes Weißwein nehmen oder zum Obstsaft etwas Wein hinzufügen.

Erdbeermilch: 250 g Erdbee- ren werden durch ein Sieb gedrückt und mit 50 g Zucker verrührt. Dann füllt man langsam 1/2 Liter kalte Milch hinzu.

Wir raten der Hausfrau

Tomatensülze: Zutaten: 1/2 Pfd. Tomaten, etwas Fett, etwas Milch (1 Eßlöffel), ganz wenig Mehl, eine Prise Zucker, Salz, Essig, Zitronen- saft, 4 Blatt Gelatine, 3 Eier. — Toma- ten waschen, in kleinere Stücke schnei- den, und ohne Zugabe von Wasser dün- sten. Aus Fett, Mehl und Milch eine helle Einbrenne bereiten, die durchge- siebte Tomaten dazurühren, mit Salz, Zucker, Essig und Zitronensaft ab- schmecken und die aufgelöste Gelatine untermischen. Von einem Eiweiß Schnee schlagen und zum Schluß unter die Sülze ziehen. Sülze nach dem Erkalten stürzen und mit harigekochten Eisbe- ben verziehen.

Tomaten-Bavesen: Zutaten: 1 1/2 Pfund Tomaten, 6-8 Weißbrot- scheiben, Essig, Salz, abgeriebene Zit- ronschale, 1/4 Pfund Mehl, 2 Eier, Milch, Fett. — Tomaten waschen, in Stücke schneiden, ohne Wasser dünsten,

hernach durchsieben und mit Ge- schmackszutaten gut abschmecken. Aus Mehl, Eier und Milch einen Pfann- kuchenteig bereiten, Weißbrotscheiben mit wenig Milch beträufeln, mit dem Tomatenmark füllen, je zwei zusam- menklappen, in den Pfannkuchenteig tauchen und in heißem Fett auf beiden Seiten knusprig backen.

Tomaten mit Quark: Zu- taten: 5-6 Tomaten, 1 Pfund Quark, 100 g frisch geriebenen Meerrettich, Salz, eine Prise Zucker, Essig, 1/4 Liter saure Sahne, Petersilie, Öl. — Quark durch ein Sieb streichen und mit Meerrettich, Zucker, Essig, Salz und saurer Sahne vermischen und zu einer streichfähigen Creme verrühren. Tomaten waschen, in Scheiben schneiden, einsalzen und rund um den Quark anrichten. Zum Schluß das Ganze mit etwas Öl beträufeln und dünn mit feingehackter Petersilie be- streuen.

Vaterland MARKENRÄDER direkt ab Fabrik an Pri- vats gegen Bar- oder Teilzahlung. Touren-, Sport-, Renn- und Ju- gendräder, 2 bis 8 Gang-Schaltungen! Hochdämpfer! Pen- sionsdrehung! Fahrradzubehör! Spezialräder billig! Friedrich Herfeld Söhne Neuenrade 1, W. Nr. 35

Glückl. Ehen in ev. Kreisen stellen der evng. Bräutigam „Der Bund“ Oldenbock (Meh. Postfach 365) Zustimm. Ausk. ohne Abs. (Rückp. erbeten.)

50 Meter Drahtgeflecht aus verzinktem Draht 76 mm weit, 1 mm stark, 100 cm hoch. Vorkauf zu Preis! Otto Christ Drahtwarenfabrik Memmingen 20-Bayern

DETEKTIVE GENTNER & CO. Stuttgart W, Robertstraße 84 95 Telefon 68935, 47215, 49178. Jap. 1874 Auskünfte, Beobachtungen

Kropf und Blähls nur Akrophtablietten, in ell. Apoth. Auch f. Kinder!

Kreislauf-, Herz- und Nervenstörungen? Ein neuentdeckt. Naturnittel teilt unverzüglich mit: Otto Blocher, Augsburg 2/33, Stadtbürger Straße 94

Wohnung in jeder Größe in Form ein. mod. Fertighauses auf Teilzahlung, auch mit Staatsprä- mie kurzfristig. UNION - Bau, Paderborn U 011

DM 50.- wöchentlich u. mehr - auch nebenberuf- lich - durch Verkauf unser BREMER KAFFEES an Private. Fordern Sie Angab- bot und Anleitung von: KAFFEE-MEYER, Kaffee- Röst., Bremen-Vegesack - T, Postfach 38

In jeder Küche. Schweickhardt WEINESSIG

HEIRATEN

Einsendungen von Anzeigentexten erbitten wir an die Sonntags-Zei- tung, Tübingen, Uhländstr. 3 od. an Ihre Heimatzeitung zu adressieren. Merin, evgl., sehr gut ausschend, 1,68 gr., schlank, gesund, vielseitig, gebildet, mit Sinn f. alles Schöne und Edle, geschäftlich sehr beurt- sprucht, ersehnt auf diesem Wege innige Neigungsehe. Wohnung, Lagerraum u. Lieferwagen vorh. Branche gleichgültig. Gehe auch privat. Vertrauensvolle Zuschrift, erb. an SZ 4226 Sonntags-Zeitg., Tübingen

Angestellter, 40 J., ledig, in guter Position, pensionierbar, mit 350 DM Gehalt, Wohnung im eigen. 2-Psm-Haus. Als tiefempfindend, Idealist suche ich eine Ehepart- nerin, die zu einem wahren Le- bensglück und tiefer Neigung fähig ist. Vermögen usw. ist Nebensache. Zuschriften an SZ 4219 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Geschäftsfrau, Witwe mit eigenem Taxibetrieb, 47 J., mit Wohnung, Hausbesitz u. Barvermögen, sucht wieder glückl. Ehe mit Herrn gl. weichen Berufes. Zuschr. an SZ 4219 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Witwer, 39 J., ohne Anhang, sucht zw. Heirat für kl. Haushalt eine alleinleb., liebe, ehrliche, Frau, 30er Jahre, auch Flüchtling. Zu- schriften an SZ 4241 Sonntags- Zeitung, Tübingen

Wo ist der Mann? 45-55 J. Kauf- mann, Vertreter, auch Flüchtling, Frau 44 J., Eigenheim, mit Reise- tätigkeit erbittet ehrl. Zuschrift, zw. spät. Heirat. Zuschr. an SZ 4236 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Büroangestellte, 24 J., kath., ledig, ich suche zuverlässigen Partner, dem ich meine Liebe schenken u. treusorg. Kameradin sein darf. Ich besitze Eigenheim mit Gar- ten, worin wir sorglos glücklich sein könnten. Zuschrift. unt. 8991 an WEGWEISER-Briefbund, Ulm an der Donau, Radgasse 16

Kriegerwitw., 40 J., mit Tochter, 12 J., evgl., blond, jugendl., gepf. Erschein., mit Wesen, kaufm. geb., kein Vermögen, sucht warmher- zigen, fröhlichen, charaktervollen Herrn bis 35 J. zw. Heirat ken- nenzulernen. Bildzuschr. an SZ 4232 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Landwirtschtochter, 23 J., kath., 1,82 gr., gute Erscheinung, tempera- mentvoll, bietet tüchtigem Arbeit- er Einheirat in kl. Landwirtsch. Bildzuschriften an SZ 4231 Sonn- tags-Zeitung, Tübingen

Behördenangestellter, in guter Po- sition, 36 J., evang., ledig, pensio- nierbar. Ich suche eine Partne- rin mit Herzensbildung, die mir ein trautes und harmonisches Fa- milienstück in gegenseitig. Liebe aufbauen möchte. Eigenes Haus u. Wohnung ist vorhanden. Zu- schrift. u. 7884 an WEGWEISER- Briefbund, Ulm, D., Radgasse 16

17 Worte

umfaßt dieser Heiratswunsch, Er kostet in unserer Sonntags- Zeitung einschließlich der Kennziffergebühr nur

DM 6.10

Anzeigenabteilung der Sonntags-Zeitung Tübingen - Uhländstraße 2

Anzeigenbestellschein der Sonntags-Zeitung

Name Ort Straß-

Die Posteingänge werden streng ver- traulich behandelt, der Briefver- kehr erfolgt in neutralen Umschlä- gen. Bitte richtige Ziffernangabe.

Mädchen, 27 J., dunkel, schlank, evgl., aus gutem Hause, m. Ver- mögen, wünscht sich lieb, Mann mit sich. Existenz bis 25 J. Ge- schäft od. Bauernhof sucht ange- nehme, Bildzuschr., erbeten an SZ 4222 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Intell., symp. Beamtenwitwe, 38 J., sucht ebens. berufst. Herrn zw. Wohnge. Sch. Nbw. vorhanden, Heimatvertr. angenehme, Heirat nicht ausgeschlossen. Zuschr. an SZ 4223 Sonntags-Zeitung, Tübg.

Frau, 32/68, mit Kind, wünscht wieder Heirat, Wohnung vorh. Bildzuschrift, erbeten an SZ 4234 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Landwirt, 54 Jahre, evgl., alleinst., ohne Anhang mit eigen. kleiner Landwirtschaft, sucht eine Frau. Zuschriften an SZ 4225 Sonntags- Zeitung, Tübingen

Witwer (Rentner), 35 J., evgl., mit eig. Haus u. kl. Landwirtschaft, 2 Kinder von 11-23 J. (davon 2 im Haushalt), wünscht bald, Ehe mit solidem Schwabemädel oder Witwe ohne Anhang. Evtl. Haus- hälterin, bei Zuneigung spätere Heirat. Zuschr. an SZ 4216 Sonn- tags-Zeitung, Tübingen.

Flüchtling, 21 J., 1,83 gr., kathol., d/blond, schlank, gutes Aussehen, Aussteuer u. 1200 DM vorhand., wünscht mit aufrichtigem, lieben treuen Mann bis zu 30 J. bek. zu werden zwecks Heirat. J. Beamter, Schwabe sehr angenehm. Bildz- schrift, erbeten an SZ 4204 Sonn- tags-Zeitung, Tübingen

Herzenstraß! Chef zweier Mode- häuser, m. hoh. Einkommen, gr. Vermögen und Hausbesitz, 26/60, schl., blond, blauäugig u. ledig, Autofahrer, ers. ideal. Eheglück. Auf Vermögen wird nicht gesch. Liebe allein soll den Lebensbund schließen. Näh. unter 1847 durch Erich Möller, Wiesbaden, Frank- furter Straße 23 (Ehrentempel)

Schwabemädel, 25 J., blond, einf. und solid, wünscht mit Herrn bis zu 45 J. bekannt zu werden zw. Heirat, wo Einheirat geboten ist, auch Kleinlandwirt. Zuschrift, an SZ 4214 Sonntags-Zeitung, Tübg.

Wo bist Du, Kamerad? Lebens- frohe, charmante Dame, aus gut. Hause, warmherzig, sonnig und heiter, hübsche, schlanke Brü- nette, 26/68, mit Sinn u. Freude für alles wahrhaft Gute, Edle u. Schöne, musikkiebig, wünscht lieben, charaktervollen, Lebens- kameraden, in geordneten Ver- hältnissen, kennenzulernen. Aus- steuer vorhanden. Bildzuschrift, erbeten an SZ 4213 Sonntags- Zeitung, Tübingen

Schmerzen? 1-2 Tbl. helfen schnell, zuverlässig und lang- anhaltend. Temagin ist erprobt, bewährt und gut verträglich.

Temagin 10 Tbl. DM.-95 in allen Apotheken

Bauerntochter, 27 J., blond, musi- kalisch, gute Vergangenheit, mit kompl. Aussteuer u. Vermögen, wünscht charakt. voll., evgl., led. Herrn bis 45 J. kennenzulernen, in Stadt oder Land. Zuschr. mit Bild an SZ 4218 Sonntags-Zeitg., Tübingen

Fräulein, Anfang 30, gut ausschend, temperamentvoll, liebenswert, in Haushalt und Beruf tüchtig und erfahren, wünscht intelligenten, charaktervollen Herrn kennenzu- lernen, am liebsten Geschäfts- mann oder Handwerker. Angeb. mit Bild an SZ 4217 Sonntags- Zeitung, Tübingen

Kaufmann, 23 J., evgl., 1,80 gr., mit eig. Wagen selbständ., Inh. von Kleiderfabr., wünscht zw. später. Heirat nettes Mädel kennenzu- lernen. Bildzuschr., erbet. an SZ 4229 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Mädchen, 23 J., ehrlich, tüchtig, sucht ebensolchen Herrn kennenzu- lernen. Bin 1,69 gr., evgl. und wünsche mich nach gutem, treuem Lebenskameraden. Zuschr. an SZ 4228 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Endreißigerin, mittelgr., gut aus- sehend, evgl., möchte nach lang. Alleinsein charaktervollen Herrn liebe, warmherzige Lebenskame- radin werden. Heimatlos, ange- nehme Wohnung vorhanden. Zu- schriften an SZ 4234 Sonntags- Zeitung, Tübingen

Kennzifferanzeigen

In der Sonntags-Zeitung werden streng vertraulich behandelt. Bitte adressie- ren Sie Zuschriften mit der entsprechenden Kenn- Nummer versehen an den Verlag SonntagsZeitung Tübingen, Uhländstraße 2

Austern und Forellen, aber keine Löwen und Krokodile

„Das ist der Kongo!“ Wie oft habe ich als Kind vor der Karte Afrikas mit den Fingern den Lauf dieses Stromes nachgezeichnet und meiner Phantasie dabei freien Lauf gelassen. Und nun liegt er unter mir, eine graublau, in der Sonne glänzende, träge dahinfließende Masse.

Wird von einem leicht rotierenden Wiegen in den Hüften abgeschlossen, und die unbekleideten Arme und Schultern werden völlig ungezwungen bewegt. Die ganze Gestalt offenbart eine angeborene Grazie, die die Mannequins in Europa erst nach mühevoller Übung erreichen.

Dings längst nicht in genügender Zahl. Die zehntausend Europäer brauchen keine städtischen Verkehrsmittel; denn jeder dritte hat ein Auto.“

Die Sensation

Wer sich heute noch mit Vorstellungen von einem „wildem Afrika“ auf die Reise macht, der wird entgegen allen Erwartungen bei seiner Ankunft zum Beispiel in der Hauptstadt des Kongo folgendes beobachten können: Man „gleitet“ mit einem Taxi — neuestes Buick-Modell — in ein Hotel modernster Bauart. Dort wird man in einem Büro empfangen, das mit Telefon und elektrischem Ventilator ausgerüstet ist. Zur Erfrischung schlürft man an der Bar ein Glas köstlichen eisgekühlten Exportbieres, etwa aus Stuttgart. In seinem Zimmer liest man die soeben erschienene Zeitung, während nebenan das Wasser in die Badewanne läuft und aus dem Lautsprecher des Rundfunks die neuesten Schlager tönen. Von der Straße hört man die Hupen der Autos, die Klingeln der Radfahrer, die Sirenen der Dampfschiffe und Fabriken, die Glocken der Kirche, das Brummen der Mörtelmischmaschinen und das Pallaver der eingeborenen Arbeiter auf einer nahegelegenen Baustelle. Zum Essen kann man soeben auf dem Luftwege aus Europa eingetroffene Austern oder Forellen haben und den Tag in elegantem Abendkleid oder Smoking mit einem Tanz auf der Terrasse des „Cercle“ beschließen. Das alles im Herzen Afrikas, wo vor einem halben Jahrhundert noch Schlafkrankheit, Krokodile und Löwen herrschten.

Die Sensation, die dieses Afrika von heute dem Beobachter bietet, besteht darin, daß es den „dunklen Kontinent“ mit Menschenfressern, nackten Eingeborenen und dergleichen kaum noch gibt. Aber es ist darum nicht minder interessant, ja, fast atemberaubend zu sehen, wie dieses gewaltige Stück Urnatur der Technik, der modernen Wirtschaft und dem Fortschritt untertan gemacht wird.

Das Frankfurter Goethehaus

Wohl in keinem anderen Frankfurter Bürgerhaus geht die Hausglocke so oft wie im Goethehaus am Großen Hirschgraben. Unablässig ist hier ein Kommen und Gehen der Besucher.

Von der einstigen Altstadtgemütlichkeit dieses Stadtteils um den Großen und Kleinen Hirschgraben haben die Bomben, die während des letzten Krieges auf Frankfurt niederprasselten, nichts übrig gelassen. Die Gegend ist jetzt eine einzige große Baustelle.

Auch das Goethehaus, die „Wallfahrtsstätte“ Hunderttausender von Menschen, war am 22. März 1944 von den Bomben getroffen worden. Mit ihm versank auch das alte Frankfurt. Nun aber steht am Großen Hirschgraben das neue Goethehaus wieder in seiner alten Gestalt. Die Fassade des Erdgeschosses mit den schmiedeeisernen Fensterkörben und dem schönen Gitterwerk am Oberlicht über dem Portal ist genau so, wie es vor der Zerstörung war. Man hat die roten Sandsteinquadern und das Eisengitter in den Trümmern gefunden, wie man überhaupt alle Reste des alten Hauses, und mühen sie noch so spärlich gewesen sein, beim Wiederaufbau verwendet hat. Obwohl das Haus ein Neubau ist — die meisten historischen Häuser werden im Laufe der Zeit notwendigerweise Wiederherstellungen sein und nur noch wenig von den alten Treppen, Fußböden, Wänden u. dgl. aufweisen —, hat dieses Haus doch das, was man seine „Atmosphäre“ nennt.

Das Freie Deutsche Hochstift, das Goethes Vaterhaus und das angebaute Goethe-Museum, das jetzt gleichfalls wieder aus der Asche wächst, betreut, hatte in vorausschauender Weise alles Inventar dieser Häuser an sichere Orte verlagert. Außerdem waren die Baupläne, die Zeichnungen und Fotografien von Details, wie beispielsweise von den Stuckarbeiten an



den Decken oder von der Lage der Fußbodendielen und der Einschlagstellen der Nägel in diesen Dielen, sichergestellt worden, und von den Tapeten des Goethehauses hatte man gleichfalls Originalproben, die von jeder Tapete in der Größe von einem halben Quadratmeter vorlagen, in Sicherheit gebracht.

Der Besucher des Goethehauses, eines großräumigen und großzügigen Bürgerhauses, das im Jahre 1754 durch einen Umbau aus zwei gotischen Häusern von 1590 seine heutige Gestalt erhielt, ist nicht enttäuscht. Vieles von dem, was Goethe in seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, findet er hier wieder: die große Treppe, die geräumigen Vorsäle, die verschnörkelten Barockspiegel, die Wachstuchtapete, die beim Umbau über die Kinderbetten gespannt worden war zum Schutz gegen den Regen, den Tisch, den der junge Wolfgang so oft gedeckt hatte, die zwei Blumenbilder, zu denen er dem Maler die Rosen brachte, den kleinen Tisch mit den chinesischen Mustern und das Puppentheater, das dem Kinde so viel bedeutet hat.

Aber es ist noch viel mehr da. Das Haus steckt voller Erinnerungsstücke an den Dichter, an seine Eltern und seine Schwester Cornelia. In seinen Gemälden (zusammen mit der Gemäldesammlung des angrenzenden Museums) bietet es einen Querschnitt durch die Malkunst der Goetheschen Epoche. Es ist einem, als sei dieses Haus erst kürzlich von der Familie Goethe verlassen worden und harrete nun auf die Rückkehr seiner Bewohner. Die Zerstörung war nicht zu seinem Schaden. Bilder: SZ



Der Schreibtisch, an dem Goethe in seinem Vaterhaus schrieb und dichtete.

Camp — aber keine Stadt

Wir fahren vorbei an Geschäften und Bürohäusern, teils in europäischem, teils in marokkanischem Stil gehalten, weiß, mit flachen Dächern, großen luftigen Balkonen; viele Fensteröffnungen sind mit feinstem Drahtgewebe versehen zum Schutz gegen Insekten aller Art. Die Abstände zwischen den Häusern sind erstaunlich weit. Die Gärten hat die hier, vier Grad südlich des Äquators, senkrecht herabstrahlende Sonne bis zur Unkenntlichkeit versengt. Die hohe Feuchtigkeit der Luft wirkt ermüdend. Sie setzt sich nicht in Wachstum und Fruchtbarkeit um. In diesen Wochen geht die Trockenzeit jedoch dem Ende entgegen, und jeder freut sich auf den Regen, der den Menschen etwas Erfrischung und den Pflanzen Nahrung bringen wird.

Dunkelhäutige Grazien

Wenige Minuten hinter dem Flughafen beginnt das Treiben von Leopoldville. Zahlreiche Wagen kommen uns entgegen, meist amerikanischer Bauart; hin und wieder ein Volkswagen. Die Lastautos sind in der Mehrzahl. Alle werden von Eingeborenen gesteuert und sind überfüllt mit Arbeitern oder schweren Lasten beladen. Am Rande der asphaltierten Fahrstraße gehen eingeborene Frauen. Sie haben baumwollene Tücher kunstvoll um den schlanken Körper geschlungen, deren Grundfarbe grün ist und die von allerlei grellen Mustern in Weiß, Rot, Gelb und Braun malerisch belebt werden. Ihre „Handtasche“ und auch ihr sonstiges Gepäck tragen diese dunklen Schönen auf dem Kopf. Ihr Gang ist ein Genuß. Der fast gleitende Schritt

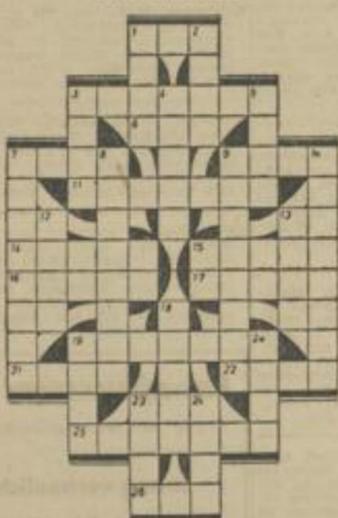
Wir biegen in die große Avenue Albert I. ein. Ein bepflanzter Streifen trennt zwei große Fahrdämme, von denen aber jeweils nur die asphaltierten Mittelstücke befahren werden. Bürgersteige im europäischen Sinne gibt es nicht. Der Staub auf den Gehwegen rechts und links der Fahrdämme ist so hoch, daß selbst jeder Fußgänger eine kleine Wolke aufwirbelt. Die zurückgebauten Häuser sind noch weiter voneinander entfernt, als vorhin die Geschäftshäuser. „Das ist keine Stadt, das ist ein riesiges Camp“, sage ich. „So kann man es auch sehen“, meint mein Begleiter. „Darum zieht sich die Stadt auch so weit hin, bis jetzt 22 Kilometer.“ — „Was machen die Menschen aber, wenn sie Besorgungen erledigen müssen? Ich sehe weder Straßenbahnen noch Autobusse?“ — „Richtig“, wird mir erwidert, „Autobusse gibt es in Leopoldville nur für die rund 220 000 Eingeborenen, aller-



Bild oben: Es ist Mittagessen in Leopoldville. Die Eingeborenen radeln zum Essen nach Hause. — Wie die moderne Architektur auch in den afrikanischen Busch eindringt, zeigt das rechte Bild aus Leopoldville



Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Senkblei, 3. Kunstform, 6. schlimm, 7. Grünanlage, 9. Schusterwerkzeug, 11. ein Köhner in seinem Fache, 14. Befehl, 15. englischer Dichter, 16. Abflußstein, 17. Reit utensil, 19. Tierwaffe, 21. Urkunde, 22. Feldrand, 23. weich gekocht, 25. Einspruch, 26. Gotteshaus; Senkrecht: 1. Mondgöttin, 2. Backmasse, 3. hohes Bauwerk, 4. Wettererscheinung, 5. Schwarzer, 7. Rundlicht, Ausblick, 8. Frauengemach auf Ritterburgen, 9. Nordafrikaner, 10. ins Gedicht

10 Minuten Kopfrechen

nis rufen, 12. Gesangspartie, 13. Rage, Wut, 18. Halbedelstein, 19. Halbzweigen, 20. Ton, Klang, 23. Edelmetall, 24. Wortgleichklang.

Auflösung aus Nr. 24

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. ab, 3. Elen, 4. Ritter, 8. Mate, 7. Egon, 9. Go, 10. Klette, 14. Arie, 15. Nuß, 16. Schah, 17. Baß, 18. Lugano, 19. Lachs, 20. agil, 21. Ai, 23. Nansen, 24. Siam;

Senkrecht: 1. Alte, 2. Beta, 3. El, 4. Rotkehlchen, 5. Regenbogen, 6. Morchel, 7. et, 8. Nessel, 9. Gast, 11. ewig, 12. Tara, 13. Essig, 21. Anis, 22. Isar.

Zusammensetzerätsel

Rosemarie, Reisebericht, Radischen, Betriebsleiter, Rastplatz, Badeanstalt, Rotterdam, Eislauf, Ratibor, Kantinenwirt, Kuchengabel, Magdeburg, Milchreis, Stadtwall, Bergamotte, Gottglaube, Flaschenzug, Landeplatz, Bürgermeister. — Meistersinger — Wagner.

Einsetzerätsel

Pfingsten war das Fest der Freude, das da feiern Wald und Heide.

Erweitererätsel

Dosse, Geier, Leber, Renate, Posse, Leiter, Loire, Braut, Hang, Lissa, Walter, Reif, Ruine, Meiler, Reede, Bruch. — Sebastiansweiler.

Unsere Schachpartie

Ein Schüler Dr. M. Euwes siegt im Mattangriff

Die meisten hoffnungsvollsten Nachwuchsspieler Europas gibt es heute in der Schweiz. Neben Bänd, Walther und Kupper, die auch bei uns in Deutschland bereits ein Begriff sind, ist hier vor allem der junge N. Nievergelt zu nennen — ein Schüler Dr. M. Euwes. Die Schweiz war wohlberaten, als sie kürzlich alle vier Jungmeister nach Spanien entsandte. Sie konnten zwar die Niederlage nicht verhindern, aber immerhin mit 13:17 noch in erträglichen Grenzen halten. Zum Training spielten Nievergelt und Kupper u. a. folgende prachttolle Partie.

Weiß: E. Nievergelt
Schwarz: J. Kupper

1. e2-e4, e7-e6; 2. d2-d4, d7-d5; 3. e4-e5 (Nimzowitschs Zug, der in den letzten vier Jahrzehnten immer wieder zu leidenschaftlichen Kontroversen Anlaß gab, ohne daß man bis zum heutigen Tage der „Wahrheit“ näher gekommen wäre. Eine Schachpartie gewinnt ja durchweg die überlegene Persönlichkeit — nicht aber die oft nur in der Einbildung existierende „bessere Variante“), 3... c7-c6; 4. c2-c3, S68-c6; 5. Sg1-f3, f7-f6 (der Nachteil eines zu weit vorgeschobenen Bauern ist natürlich, daß er mit einigen Aussichten auf Erfolg angegriffen werden kann. Nun, wir werden ja sehen, wer die Chancen besser beurteilt hat); 6. a2-a3, f6-e5; 7. d4-e4, Dd8

-c7; 8. Lc1-f4, g7-g6; 9. Lf1-d3, Lf8-g7; 10. Dd1-e2, Sg5-e7; 11. b2-b4! (der Wink mit dem Zaunpfahl! Schwarz wird nun kaum mehr rochieren — und die lange Rochade ist bekanntlich weitaus anfälliger), 11... Lc8-d7; 12. Sbl-d2 b7-h6 (vor dem abschließenden Zuge c5-c4 wird zwar immer wieder gewarnt. Aber man darf im Schach niemals nach „Schema F“ spielen. Was in der einen Stellung von Ubel, ist in der anderen das Gebot der Stunde! Und daher sollte und mußte hier c5-c4 geschehen, um es so dem Weißen so schwer und zeitraubend wie nur möglich zu machen, den Damenflügel aufzurollen); 13. c5-c4, Th8-f8; 14. Lf4-h2, d5-d4; 15. 0-0, 0-0-0; 16. b2-b4, b7-b6; 17. Tal-b1 (und schon ist der schwarze König in höchster Bedrängnis. Schwarz sieht zwar das Unheil kommen, versucht alles, um seinen König zu sichern, es ist aber alles vergeblich, zumal Weiß die Exekution mit vollendeter Meisterschaft und hübschen Einfällen vollzieht), 17... Ld7-e8; 18. b4-c3, b5-c3; 19. Sd2-e4! (dieses Bauernopfer, das die weißen Streitkräfte zu höchster Kraftentfaltung kommen läßt, wird dem Nachziehenden wohl erst den Ernst der Lage klar gemacht haben); 19... Sc8-e5; 20. Se4-d6+! (natürlich die Pointe. Wegen der Drohung Tbl-b7 muß Schwarz nehmen und so freiwillig die Schleusen des weißen Angriffs öffnen), 20... Dc7-d8; 21. Sf3-e5, Lg7-e3; 22. Lh2-e5, Dd6-e6 (die Einkreisung ist beendet, der direkte Mattangriff beginnt); 23. Tbl-b8+, Kc8-d7; 24. Dd2-b2! (droht kurz, aber nicht schmerzlos 25. Td8-b7+ nebst Td7-c7 Matt, was nur durch Damenopfer zu parieren wäre), 24... Le8-f7; 25. Td8-b7+, Kd7-e8; 26. Le8-f8, Td8-d7; 27. Td7-b8+, Se7-c8; 28. Dd2-b2! Die Krönung des Kunstwerkes! Schlägt Schwarz die Dame, setzt 29. Td8-c8+, Td7-d8; 30. Tc8-d8 Matt! (Anmerkungen von E. J. Diemer, Rastatt.)